

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1829)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1.

Des Boten freundlicher Gruß.

Gruß und Handschlag sey vom alten Boten
Jedem Freund und jedem Biedermann
Zum Willkommen freundlich hier geboten;
Und er bittet, nehm't ihn freundlich an.
Seht die Tage werden kurz, es kaltet,
Sorglich heizt die gute Mutter ein,
Und der Vater, weil er friert und altet,
Mag so gern beym warmen Ofen seyn.
Aber lieber nicht so ganz allein.
Nun da kommt der Mann mit Stock und Ranzen
Hergehinkt auf seinem Stelzenbein,
Und der möchte „nun ihr müßt nicht branzen!“
Gern mit euch beym warmen Ofen seyn:
„Und was bringst du Rudi?“ Allergattig!
Alt und Neues, bald ist's klug, bald dumm;
Denn es wollen gar viel Leut in d'Prattig,
Und so mancher macht's so dumm und krumm.
Aber seht, der Bote hält auf Ehre!

E

Ist er denn nicht ein gelehrter Mann?
Und so bringt er wohl auch gute Lehre,
Will euch nützen, wo er immer kann.
Alt ist er, fast wie der ewige Jude;
Schon zum Urgroßhahni kam er ja,
Drum gefällt der Kram in seiner Bude
Auch so manchem nicht. He nu! Mira!
Bin ich nicht der Beste, eh! ein jeder
Mach es nur so gut er immer kann;
Dann ist er beym Pfleg, beym Hobelbank, bey'r Feder,
Wo es immer sey, ein braver Mann.
Wahr ist freylich auch, es giebt ja heute
Fast in jedem Dorf geleherte Leute,
Und die lachen wohl nur über mich.
Und wie könnt ich diesen lieben Leuten allen,
Ich, der alte lahme Bot, gesallen?
Darum bitt' ich, seyd nicht wunderlich.
Eine Ausnahm giebts bey jeder Regel,
Und in keinem Dorfe sind die Leut
Alle flug, und alle gleich gescheid.
Und damit nun jeder etwas habe,
Bringt der Bote auch verschiedne Gabe,
Und drum werd ich, was ich bin, auch bleiben,
Hat mich mancher doch, ich weiß es, gern;
Und drum will ich stets mich unterschreiben:
Euer treue Rudi, Hinkendbot von Bern.

2.

Aus der Lebensgeschichte des hinkenden
Boten.

(Fortsetzung von 1827.)

Hab euch da ein ganzes Jahr lang
nichts mehr aus meinem Leben erzählt.
Und da kann ich mir denn vorstellen, daß
mancher vor G'wunder fast aus der Haut
fahrt, — wenn's wahr ist. Also will ich

fortfahren, und berichten von dem Spaß
am Neujahrstage vor dem Wirthshaus.

Der Mühlklaus also war der Kaminsto-

feger, und sprach:

Fego! Fego! Fego!

Der schwarze Mann bin ich genannt,
Bey Jung und Alten wohl bekannt.
Das muß ich leider bitter büßen,
Und darf keis hübsches Meitschi chüsse.
Doch merkt: auswendig schadet nicht;
Inwendig sieht der Bösewicht.

Wie mancher ist schön weiß von außen,
Inwendig thäts eim ab ihm grausen.
Fego! Fego! Fego!

Und damit schlug er mit dem Mehlsack
so tapfer links und rechts d'rein, daß alles
mit hellem Lachen auseinander fuhr.

Jetzt kam ich, der Schuster, an die Reihe. Ich sang nun meinen Reim, wie ein deutscher Handwerkspursche, also:

Hai lusdig! ich Suster, ich mach euch die
Suh!
Die Gnabens und Mädichen laufen mir zu.
Und rühm ich den Mädichen den niedlichen
Fuß,

So freit sie das festlich, so krieg ich en Kuss.
Doch kommt mir auch manchmahl, o wen!
welch Maleer, *)
Ein Weib mit nem klumpeten Ochsenfuß her,
Die, Saggerdie! kaum auf dem Fuß stehen
kann,
Dann heißt es: der Esel, der Schuster, ist
schuldig daran.

So sprach jeder sein Sprüchlein zu
männlich Ergözen, und dann saßen wir im
Frieden bey einem Glase Wein, und sangen
hübsche Lieder. Und so waren wir lustig,
und thaten niemand zu leide, und
waren alle Leute mit uns zufrieden. Drum
sangen wir auch beym Heymgehn, Schlag
achte, alle mit heller Stimme:

Frohlich in Ehren,
Wer will's verwehren?

Doch ich war nicht immer so frohlich;
und so jung ich war, hatt' ich meine An-
sechtungen. Ich war nun groß aufgewach-

sen, und ein hübscher Kerl dazu. Das
sieht mir jetzt freylich niemand an; aber
ihr dürft nur das alte Betli beym Brunnen in St. fragen! Die weiß wohl, warum
ich noch immer bei ihr einkehren darf!
Genug es war so, und hat mir viel Ver-
drüß gemacht. Denn seht, da hatte die
eine Magd, die neben mir beym Bauern
diente, den Narren an mir gefressen, und
meinte, ich sollte mit ihr schön thun; sollte
sie zum Weine führen, zu Kilt kommen
u. s. w. Aber ich dachte zum Glück an
meines Vaters gutes Sprüchlein:

„Das Weib, der Wein, die Nacht,
„hat manchen in Unglück gebracht.“

Ich wollte also nichts von ihr. Da
fieng sie an das Maul zu hängen, von
hochmütigen Buben zu schwärzen, und
mich zu sticheln, wo sie konnte, so daß es
mir manchmal in die Finger fuhr, als sollte
ich ihr das Maul stopfen. Als auch das
nicht half, ward sie gar falsch, und verlog
mich bei der Meisterfrau, bei der sie gar
viel galt; und nun hat ich Verdrüß genug.
Bald sollt ich der Tochter des Hauses nach-
lößeln; bald über die Frau übel geredet
haben; bald dies und bald das. Blieb
ich Sonntags zu Hause, und übte mich etwa
im Schreiben und Rechnen, so hieß ich ein
Heuchler; gieng ich spazieren, so hieß es:
er zieht schlechten Menschen nach. Kurz
ich ward überall verfolgt. Da war ich nun
recht übel daran. Dem Vater mocht ich
nicht klagen, denn der war alt, und seit
etwas Zeit kränklich. Hätt' ich einen an-
dern Dienst gesucht, so hätte das ihm Ver-
drüß gemacht. Freylich, wenn ich dem
Meister alles hätte sagen wollen, was ich
wußte, ich hätte der Frau Meisterin und

*) Soll französisch seyn, und heißt Unglück.

der Jungfrau Kätti eine wohl gesalzene Pfeffersuppe anrichten können. Aber ich wollte nicht Haussstreit machen, und so schwieg ich, bis einmahl die Noth mich zwang zu reden. Aber das Wetter das ich damit erregte, will ich ein andermahl erzählen.

(Wird fortgesetzt.)

3.

Das schwarze Huhn.

Der hinkende Bote macht es sich zu einem besondern Vergnügen, alle Neuigkeiten aus seinem lieben Vaterlande zu erfahren, um sie seinen theuren Lesern brühewarm zur Erbauung und zur Belehrung aufzutischen. Zu dem Ende reiset er stets incognito im Lande herum, und kehrt bald ben Herren und bald ben Bauern ein, damit er allenthalben der Welt Laufkennenlerne. Auf einer dieser Reisen in der östlichen Schweiz kam er im verflossenen Jahre in ein berühmtes Heilbad, wo sich eben auch eine Fürstin zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit aufhielt. Die Bettler von Profession, deren es in dieser Gegend fast so schlaue giebt, als in London, kamen von allen Seiten herzu, um durch ihre vorgegebenen Uebel und durch ihr erdichtetes häusliches Elend das Mitleid der Fürstin zu erwecken, und alle kehrten reichlich beschenkt nach Hause zurück. Als diese Fundgrube für Glückritter bekannt wurde, dachte auch die alte Schnädergret daran, sich dieselbe zu Nutzen zu machen, nur wußte sie lange nicht wie? — denn mit Betteln, das sahe sie bald, konnte sie nichs ausrichten; auch war es ihr nicht um ein bloßes gewöhnliches Almosen zu thun, sondern sie wünschte einen recht tüchtigen Fang

zu machen, damit auf einmal ihrer durch ihre Trägheit und Nascherey zurückgekommenen Haushaltung aufgeholfen würde. Nun hatte sie gelesen, daß einst ein Bauer von einem großen König für eine ausgezeichnet merkwürdige Rübe, die er dem Könige zum Geschenk brachte, hundert Thaler zum Gegengeschenk erhalten hatte, und auf einmal kam ihr in Sinn, daß sie eine, eigentlich weitaus größere, Merkwürdigkeit im Hause besitze, nämlich ein schwarzes Huhn. Ein schwarzes Huhn? fragen erstaunt meine Leser, was ist dann das für eine Merkwürdigkeit? Im größten Vertrauen will ich nun meinen Lesern offenbaren, daß es zwar Hühner verschiedener Art giebt, unter welche man allenfalls, wenn man will, sogar die Schnädergret rechnen kann; daß aber ein solches schwarzes Huhn unter gewissen Umständen zum Ausbrüten von Thalern gebraucht wird. Man darf nur dem Huhn eine Anzahl Eyer unterlegen, und denselben einen Thaler befügen, so brütet das Huhn, und nach 21 Tagen bricht aus jedem Ei ein Thaler hervor. Die Schnädergret hatte dieses schon, aus Mangel an Thalern, mit Kreuzern probirt, allein es war ihr nicht gelungen, vermutlich weil ihr die gehörige Wissenschaft dazu fehlte. Dieses Wunderhuhn wollte sie nun der Fürstin zum Geschenk darbringen, und hoffte dafür ein recht reichliches Gegengeschenk zu erhalten. Im schönsten Sonntagsstaat erschien die Schnädergret im Bad eben zur Zeit des Mittagessens; das Huhn trug sie wohlverwahrt mit zusammengebundenen Beinen in einem Korb. Sie wollte sich ben der Fürstin, die eben an der Tafel war, melden lassen; allein der aufwartende Kammerdiener wies, den Schatz, der seiner Gebie-

Der jüngste Tag.

terin zu Theil werden sollte, mißkennend, die Schnädergret mit den schnöden Worten ab: Die Fürstin kaufe hier keine Hühner, und sie, die Schnädergret, sey wohl selbst ein Huhn. Betrübt stand sie da, als der Badknecht, ein großer Schalk, der Be-kümmerthen winkte, und sie zu einer andern Thüre herein vor die Fürstin führte. Nun giengen der Schnädergret die Schleusen der Redseligkeit auf; in schnell aufeinander folgenden Worten, die so wenig zu unterbrechen waren, als die Hammerschläge zweyer arbeitsamer Schmiedknechte, pries sie den Werth ihres Geschenkes, und bot es der Fürstin dar. Diese, welche Bedauren hatte mit der Einfalt der Schnädergret, wies sie jedoch mit freundlichen Worten ab, und es blieb der leztern nichts übrig, um nicht ganz aus allen der geträumten Verbindung mit der Fürstin zu kommen, und von ihren Nachbarn ausgelacht zu werden, als mit einem tiefen Knir Abschied zu nehmen, wobey sie jedoch die Fürstin zu einer Tasse Kaffee in ihre Hütte einlud. Seither macht sie täglich fünfmal Kaffee, und weil die Fürstin nicht kommt, so trinkt sie ihn selber. Im letzten Jahre sind einzig für Kaffee und Zucker, von welchem allem jedoch der Mann und die Kinder nichts sahen, achzig Kronen daraufgegangen. Die Schnädergret stiehlt dem Manne seine Ziegen, sein Bettzeug und alles Hausgeräth, um es zu verkaufen und in Kaffee und Zucker zu verwandeln. Allein die Fürstin kommt nicht mit ihrem Gegen-geschent, das schwarze Huhn ist ob allen den Versuchen, Thaler auszubrüten, endlich jämmerlich gestorben, und die einfältige Schnädergret sieht sich nun wirklich nach dem Bettstäbe um, den sie mit ihrer Faulheit und mit ihrem Kaffeetrinken richtig verdient hat,

Es ist meinen Lesern bekannt, wie oft der jüngste Tag von Thoren oder Betrügern verkündigt, und von einfältigen Leuten mit Angst und Zittern erwartet wurde, ungeachtet die heilige Schrift ausdrücklich sagt, daß niemand die Stunde wisse als Gott allein. Oft aber geschieht es, daß der Glaube an seine Ankunft zufällig durch irgend eine ungewöhnliche Begebenheit bey einzelnen Menschen hervorgebracht wird, und dann kann derselbe eine Veranlaßung zu den sonderbarsten Szenen geben. So hatte ein kleiner vierjähriger Knabe von seiner Mutter, welche oft in der Bibel las, viel von dem jüngsten Tage gehört. Einst als die Mutter, deren Wohnung nahe bey der Kirche lag, in der Küche eine Suppe kochte, hörte der Knabe einen starken Sturmwind, und zugleich das Läuten der Thurmglocke und einzelne starke Orgeltöne. Verwundert darüber, daß doch ein Wochentag war, lief er vor das Haus, kam aber bald mit der Schreckens-nachricht zurück, daß der jüngste Tag angebrochen sei, indem die Todten aus den Gräbern auferstehen, und wirklich der ganze Kirchhof von Jungen und Alten ganz bedeckt sei. Die Mutter schlug erschrocken die Hände über dem Haupt zusammen, gieng geschwind, während die Suppe ins Feuer lief, hinaus, und sah, daß heute ein Leichenbegängniß war, von welchem sie früher nichts gewußt hatte.

Eine andere ähnliche Begebenheit ereignete sich im vergangenen Jahre. Ein mutwilliger Spatzvogel gieng an einem schönen Sommerabend auf das Land, und nahm

seine Windbüchse mit sich, um bey Gelegenheit etwa ein Gewild oder einen Raubvogel zu schießen. Nachdem er lange genug umhergeschweift war und nichts gesunden hatte, erblickte er endlich, da er am Saum eines Waldes hingieg, eine Schaar Krähen über einen Acker hinsliegen, auf welchem eben mehrere Personen arbeiteten, und um seiner Ladung los zu werden, schoß er unter die Krähen, so daß vier der selben glücklich getroffen wurden, und tot vor den auf dem Acker arbeitenden Personen niederfielen. Verwundert, weil sie keinen Knall gehört hatten, da bekanntlich die Windbüchsen beym Lossschießen nur ein geringes Geräusch machen, schauten die Leute auf, und da sie durchaus nichts sahen, wodurch sie diese Begebenheit erklären konnten, so kam Ulli, der Hausvater, auf den Gedanken, daß der jüngste Tag herannah, weil die Vögel tot aus den Lüsten herabfallen. Als er seine Meinung der Frau und den Kindern, welche mit ihm auf dem Felde arbeiteten, mittheilte, fielen sie alle erschrocken auf die Knie, warfen Karst und Haue weg, und es entspann sich zwischen ihnen folgendes verzweiflungsvolles Gespräch:

Ulli (die Hände ringend): Ach was soll aus uns armen Sündern werden! jetzt da die Zeit zur Buße zu kurz ist!

Anna, seine Frau (sich die Kappe vom Kopf reissend): O Benzli! hättest du nur nicht den Herrn aus der Stadt mit dem blinden Münch betrogen. Du konntest wohl lachen, als er ihn für sehend kaufte, aber jetzt wird uns das Lachen vergehen! O das verfluchte Geld! —

Benzli, der Sohn (sich hinter den Ohren kratzend): Ach, Mutter, was wollt

ihr viel sagen? ihr habt es ja mit dem Anken nicht nicht viel besser gemacht, den ihr in der Stadt verkausset; stets steckt ihr einen Stein, oder ein Paar Rüben in die Walle, damit sie schwerer sey! —

Ulli: Und das Käthi hat erst am letzten Samstag einen Kiltter gehabt! —

Käthi, die Tochter (ergrimmt): O diese Sünde ist noch zu verantworten, ich habe doch nie den Nachbar übermarchet! —

Auf diese Weise kam nun das ganze Sündenregister der wohlehrenden Familie an den Tag, das Saufen, das Spielen, das Fluchen, u. s. w., bis sie endlich ergrimmt, über die gegenseitigen Vorwürfe sich in die Haare fielen und wacker herumbalgten. Der Spaßvogel, welcher unterdessen im Gebüsch versteckt, Zeuge dieser neumodischen Beichte gewesen war, zog lachend ab, ohne ihnen das Rätsel aufzuklären, und der jüngste Tag ist noch immer nicht gekommen.

Wollt ihr hierüber noch nützliche Lehren, liebe Leser?

- 1) Wenn Vater und Mutter und Kinder der Sünde dienen, so muß nothwendig die ganze Familie zeitlich und ewig zu Grunde gehen.
- 2) Der Eltern Pflicht ist es daher, den Kindern ein gutes Beispiel zu geben, so dürfen sie einst nicht von ihnen solche kränkende Vorwürfe erwarten.
- 3) Der Mensch soll zu rechter Zeit Buße thun und sich bekehren, so darf er weder den jüngsten Tag noch die Todesstunde fürchten.

Der Falschmünzer.

Ein Gespräch.

Vote. Guten Abend, Schneider. Ich höre, du bist diese Woche im Pfarrhause auf der Stör gewesen. Da wirst du wohl noch eine Pfeife vom bessern Kraut haben für den guten Rudi.

Schneider. Du Schalk! Spotte mir nur nicht über die Schneider! Aber du kommst mir ganz gelegen. Da disputir ich eben mit Peter, ob die Falschmünzer Schelmen und Spitzbuben sind, oder nicht. Ich meine ja, er meint nein, welcher hat Recht?

Peter. Heh was! Da hat der Kessler Toni falsche Halbbäzen von Kupferblech gemacht, und kommt für die Lumperei ins Schallenwerk. Ich meinte doch, es könnte jeder mit seiner eigenen Sache thun und machen was er will.

Vote. Meinst du das im Ernst so, Peter?

Peter. Heh! Freilich.

Vote. Nun sieh, die Krücke da ist mein Eigenthum. Ich will sie also nur gleich auf deinem Buckel tanzen lassen. —

Peter. Du schiefziger Narr du! Lass bleiben. Du hast kein Recht mich zu schlagen. So iſt's nicht gemeint.

Vote. Nun, da haben wirs ja schon gefunden. Ich darf meine Krücke nicht auf deinem Buckel brauchen, weil das dir Schaden thut; und d'rüm durfte der Toni auch mit seinem Kupferblech nicht falsches Geld machen, weil er andre Leute damit betrog.

Schneider. Richtig! Und im Heidelberg steht die falsche Münz zu nächst beim Diebstahl.

Peter. Ja; aber die falsche Elle auch, Schneider, und noch andre Stücke wofür ihr Schneider —

Vote. Halt! Front! Keine Zänkerey! Sag mir lieber Peter, wenn einer eine falsche Schrift macht, falsche Unterschrift und wohl gar falsches Siegel darin setzt, was ist der?

Peter. Ein Spitzbub ist er; ein Schelm, wie der Niggeli, der mich gerade um 40 Krn. betrogen hat. Der Galgenstrick.

Vote. Nun sieh, noch ärger ist der Falschmünzer. Er macht die Umschrift auf sein Geld, als käme es von der Regierung, das ist aber falsch. Er macht das Wappen der Regierung nach, und das ist noch einmal falsch. Und das thut er um zu betrügen, wo er nur kann; und so ist er doch wohl ein Spitzbube, wie du sagst.

Schneider. Ja, das meyn ich eben auch, und so hab' ich doch recht.

Peter. Heh nun, Mira. Aber um die Paar halbe Bäzen einen ins Schallenwerk thun, ist doch unerchant! Wenns noch Neuthaler wären!

Vote. Soll mich nur Wunder nehmen, warum der Narr nicht gerade Dublonen gemacht hat! Es wäre doch mehr dabey zu gewinnen gewesen!

Peter. Heh! Wo wollte der arme Teufel die Lustig dazu kriegen. Der hat in seinem Leben keine Dublone gesehen, geschweige in den Fingern gehabt. Er hätte wohl lieber deren gemacht, wenn er gekonnt hätte.

Schneider. Aha! Da bist du gesangen, mein herziger Peter! Der Toni ist also nur darum ein kleiner Spitzbub, weil er kein großer seyn konnte! Also geschiehts ihm schon recht.

Vote. So iſt's! Es würde lustig aus-

sehn, wenn man sagen wollte, die kleinen Schelmen können machen was sie wollen, nur die großen sollen gestraft werden! Wäre es dem Toni mit seinen Halbbäcken gerathen, er hätte bald Bähnen, Fünfbähler, u. s. w. gemacht! — Wäre aber der Toni nicht ein versoffener Brantenwein-Schlauch, hätte er Lust zum Arbeiten wie zum Hudeln, so brauchte er kein Schelm zu werden.

Schneider. Ich bin völlig deiner Meinung. Darum sing ich:

Arbeit macht den Lebenslauf,
Noch einmal so munter!
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.

6.

Frage und Antwort.

Mein lieber Gevater!

Einen schönen Gruß bevor, lieber Gevater, und wenns dir wohl geht, iss's mir lieb. Da ist auf der Straße einer zu mir kommen, und hat mir erzählt, wie anderwärts meine Brüder Holzbein viel schöner aufgemuzt seyen, als ich; und wie sie darum auch mehr gelten als ich, in meiner alten alben Chutte! Und meint er, ich sollte zum mindesten meine Krücke roth und schwarz geringelt anstreichen lassen, wie der Polizeyler von K... seinen Stecken, und sollte mehr an mich wenden, meint er. Und wollt ich gerne darüber deine Meinung wissen. Und somit leb wohl.

Dein treuer Gevater,
der Vöte von Bern.

Mein lieber Gevater Vöte!

Sey kein Narr, Gevater! Die Krücke — und das Holzbein machens nicht aus. Und wenn dein Ränzel auch mit Halbfäll überzogen ist, thuts nichts, sofern nur du kein Kalb bist. Deine alte Chutte ist eben recht für die Leute, denen du botest; und sticht dich der Kihel vornehmer und gelehrter Herren Briefträger zu werden, so schaff ich mir einen andern Boten. Du aber gehab dich wohl, wie

dein Gevater.

7.

Etwas von der großen chinesischen Mauer.

Der Schneider in K. der meint, er wisse alles besser als andere Leute, und der eigentlich Schuld daran ist, daß der Vöte seinen Lesern von den Merkwürdigkeiten des Vaterlandes erzählt, der ist auch Schuld, daß der Vöte von der großen Mauer erzählt. Denn da hat er, nämlich der Schneider, einmahl den Bauern gar gewaltig davon gelogen, und drum will nun er, nämlich der Vöte, die Wahrheit schreiben, wie folget;

Die Chinesen, die ein sehr großes Reich in Asien besitzen, hatten schon in sehr alten Zeiten Händel mit ihren Nachbarn. Um sich Ruhe zu schaffen bauten sie, schon 213 Jahre vor Christi Geburt, eine Mauer an der Gränze, damit die Feinde nicht hineinkommen. Diese Mauer geht von Adend gegen Morgen und ist 714 deutsche Meilen lang. Sie besteht aus zwey dünnen Mauern; der Platz zwischen beiden ist mit Erde ausgefüllt; der Grund ist von Quadersteinen, das übrige von gebrannten Steinen, (Sie-

geln.) Sie ist vom Boden bis oben 26 Fuß hoch, und oben 14 Fuß dick. Fast alle hundert Schritte ist ein Thurm. Man hat darüber folgende merkwürdige Berechnung gemacht, die der Schulmeister in der Schule aufgeben mag:

Die Mauer sey dick 14 Schuh, hoch 26 Schuh. — Die Länge der Mauer 700 Meilen, jede zu 22,842 Pariser Fuß — wie lang ist die Mauer? und wie viel im Quadratmaß? und wie viel im Würfelfmaß? — Affing, sagt der Schneider, ich weiß nicht! Über der Wote hat von seinem Gevater, dem Schulmeister, vernommen, daß man mit der Materie, die an dieser Mauer ist, eine Mauer machen könnte, die, wenn sie 1 Schuh dick, und 23 Schuh 7 Zoll hoch wäre, zweymal um die ganze Erde herum gienge!

Nun hat der Wote einen gewaltigen Respekt vor der Mauer, und vor den Leuten, die in zehn Jahren ein solches Werk erbauten. Er meint aber, es ließe sich durch ernsten Willen, Fleiß und gemeinsame Hülfe auch im lieben Vaterland manches gute Werk vollbringen, wenns schon nicht so groß wäre wie die chinesische Mauer.

8.

Zur Kenntniß des Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Nu, Rudi, sag auf deinen Spruch! Wir haben ein ganzes Jahr nichts mehr von dir gehört, und seither bist du wohl noch viel gelehrter geworden!

Meinetwegen, ihr seyd schlimme Vögel; so möcht ihr wohl gerne von eures gleichen hören. Es möchte von manchem vielleicht mehr zu sagen seyn, als von Euch.

Der größte von unsren Vögeln ist der Lammergeyer, der aber nur in den Gebürgen des Oberlandes hauset, und auch dort zum Glück selten ist. Er wird bis acht und einen halben Fuß lang, von einer Flügelspitze zur andern gemessen, ist daher sehr stark, und mag junge Schafe, Geiszen und Gemsen wegtragen. Er ist am Kopf und Bauch gelb, am Rücken und auf den Flügeln grau; doch giebts auch schwarzbraune, die man für die Jungen hältet. Man kennt ihn am besten von andern großen Raubvögeln am Schnabel. Dieser hat vorne bey dem Hacken einen Hoger oder Buckel, und hinten bey den Nasenlöchern einen Bart von Federn, die fast Geishaaren gleichen.

Der Adler ist nicht ganz so groß, hat einen anders gesformten auch krummen Hackenschnabel, und an den Füßen noch stärkere Nägel (Krallen) als der Geyer. Er ist schwarzbraun, die Federn am Halse etwas gelb, und der Schwanz gegen den Leib zu weiß. Er ist ein starker Raubvogel, der auch im Leberberg vorkommt, wohl auch im flachen Lande, jedoch selten angetroffen wird.

Der Habicht, Habch, ist viel kleiner, und ändert seine Farbe in dem dritten Jahr so sehr, daß er sich selber gar nicht mehr gleichet. Jung ist er braun, und es laufen ihm dunkle Strichlein vom Halse den Bauch herab. Alt wird er grau, und die Strichlein laufen neben einander zwäris über den Bauch und die Hosen. — Uebrigens sey sein Strichzeug wie es wolle, ist er ein Schelm und stiehlt Tauben und Hühner.

Weniger bekannt ist der Wandersalk, einer der schlimmsten Raubvögel, aber ziemlich selten, eben so groß als der Habch, zeichnet sich aber durch dunklere Rückensfarbe,

F

und einen blaugrauen Flecken auf den Backen aus.

Die Buhen, Mosbuhen sind unsere gemeinsten Raubvögel, und kaum zwey sind gleich gefedert, bald heiterer bald dunkler. Sie sind am wenigsten schädlich, denn sie fressen viel Mäuse, auch Eidechsen, Blindschleichen, Schlangen und so Zeug, und das wollen wir ihnen herzlich gönnen.

Die Sperber „aha die kenn ich, sagt „der Schneider! Das seyen die Vögel, wo „der Kuckuck sich drein verwandeln thut „nach Johanni.“ Mit Michten, Meister. Das geschieht so wenig, als daß sich ein Gihi in einen Schneider verwandelt. Der Sperber ist ein eigener Vogel so gut als ein anderer; etwa so groß als eine Taube; hat aber einen langen schmalen Schwanz, schmale Flügel, und ist manchmal auch so gefedert, wie ein Kuckuck. Aber seine Füße und sein Schnabel sind ganz anders. Er ist für Tauben ein gefährlicher Pursche.

Die kleinern Schelmen, die Wanzerli und Bergleichen, die schaden eben nicht viel, sondern fressen mehr Käfer, Schnecken u. dgl. Aufs höchste kleine Vögel, z. B. Spazien.

Jetzt kommt mit mir zu des Wirths Scheuer, wo der große Ohrenkauz steht. Seht ihr den sonderbaren Kerl, wie gravitätisch er auf uns herab guckt. Jetzt blinzet er; jetzt reißt er die Augen auf! „Heh! då „mahnt mi grad an alte Schriber von „B... då het osone Parüge uf gha, ud „d' Federn hinterm Ohr.“ Wir haben mancherley dieser Vögel, die man Eulen heißt. Das Huuri und die Wigglen gehören auch dazu. Es sind Nachtvögel. Sie leben nur vom Raube, aber außer dem großen Herrn da nehmen die andern mit Mäusen, Fle-

dermäusen, Insekten u. s. w. vorlieb, und schaden sonst nichts. Was der Aberglaube aber mit diesen Thieren für Verm macht, werden wir ein andermal sehen.

„Mir g'falle kener Vogel bas as Spechte!“ Es sind aber auch schöne merkwürdige Thiere. Sie haben gegen die Gewohnheit anderer Vögel, zwey Zehen vornen und zwey hinten am Fuß, damit sie besser klettern können. Ihr Schwanz ist steif, damit sie sich dran stützen können. Ihr Schnabel ist ganz gerade, spitzig, stark; sie hauen damit Löcher in faule Bäume, und suchen Holzwürme. In unserm Canton kennen wir folgende: Schwarz-Grün-Grau-Roth-Schild- und Lerchenspecht, nicht größer als eine Lerche, und den Dreyzehigen.

„Aber du nimmst da aller Vogel Partie! Willst du Rudi, auch der Krähen, und Ägersten Fürsprech sehn?“ Je warum nicht! Sie mangelns eben gar übel. Der Großati in dieser Familie ist der Rap, Rabe, dann folgt die Krähe, die Dohle, die Ägerste. Aber die Saatkrähe streicht meist nur Frühling und Herbst durch; die Nebelkrähe zeigt sich einzeln nur selten im Winter; die Flüedäck — „eh Narrenposse Rudi, was seist! Ja wohl Dähe, Däck, Flüedäck, sind hübsche Vögel, brandschwarz, die Füße haben rothe Sirumpfe wie ehedem unsre Bauernweiber und die Nase steckt in einem goldgelben Schnabel, wie bey der Amsel.“ Alle diese Vögel verzehren crepirte Thiere, Mäuse, Schlangen Eidechsen und so Zeug, und für diese Dienste können wir ihnen wohl gönnen, daß sie etwa helfen kirschen, oder hier und da eine Birne versuchen.

Die ganze Armee der kleinen Vögel wollen wir nicht alle Mann für Mann

Die Stadt Biel.

(Siehe nachstehende Abbildung.)

Ein überaus freundlich gelegenes Städtchen am Fuße des Jura, zwischen Solothurn und Neuenburg, nahe dem lieblichen See, der von ihm den Namen trägt, mit 304 meist in altem Styl gebauten Häusern und mit etwas über 2000 gewerbsamen und thätigen Einwohnern, die als Bürger und Landleute, theils ihren städtischen Gewerben, theils der Cultur ihrer Matten und Weinberge leben. — Die Stadt hat ein hohes Alter, und die Zeit ihres ersten Entstehens und Aufblühens ist unbekannt, denn was von verschiedenen Chronik-Schreibern angeführt wird: daß Biel unter den zwölf Städten Eine gewesen sei, welche die alten Helvetier 60 Jahre vor Christi Geburt, bei ihrem Zuge nach Gallien, verbrannt hätten, besteht in Muthmassungen, die keinen sichern Grund haben. Die älteste Urkunde von Carl dem Großen im Jahr 814, dem Kloster zu Münster in Gransfelden ausgestellt, erwähnt schon eines Zolls zu Biel; die Burg ward bereits im elften Jahrhundert von den Edeln von Biel, die man aber nur dem Namen nach kennt, bewohnt. Graf Ulrich von Neuenburg, dessen Vasallen wahrscheinlich die Edeln von Biel waren, erhielt im J. 1169 vom Kaiser die Reichsvogteiwerde. Ein Abkömmling dieses Ulrichs, dessen Würde als Reichsvogt erblich wurde, war Heinrich, Graf zu Neuenburg, der im Jahr 1274 Bischof von Basel wurde und dadurch diese Vogtamt an sein Bisthum zu bringen wußte. Damit fielen im J. 1274 auch dem Leitern

F 2

(Die Fortsetzung folgt.)

aufmarschiren lassen, sondern Bataillone: und weise, oder gar nach Brigaden. Singvögel, wie Finken, Distler, Lerchen, Hagspazzen u. s. w. sind überall. Aber sie vermindern sich, weil immer mehr Wald ausgerottet, mehr Land angebaut wird. Die Lerchen zum Exempel haben sich gar sehr vermindert, seit dem die Brache aufgehoben ist. Auch die abscheuliche Gezwohnheit, die ihr euern Kindern durchaus nicht nachlassen solltet, die Nester auszunehmen, ist Schuld, daß diese schönen Vögel nicht aufkommen.

Drosseln heißen auf gut deutsch dieseljenigen Vögel, die man in Letschen für die Küche fängt, Amseln, Drößeln, Misteler, Neckholdervögel. Auch diese werden je länger je seltener, und die herrliche Singstimme der Drößeln hört man bald wenig mehr. Das Oberland schickt manchmal seine grauen, schäckigen Ringelamseln ins Land herab.

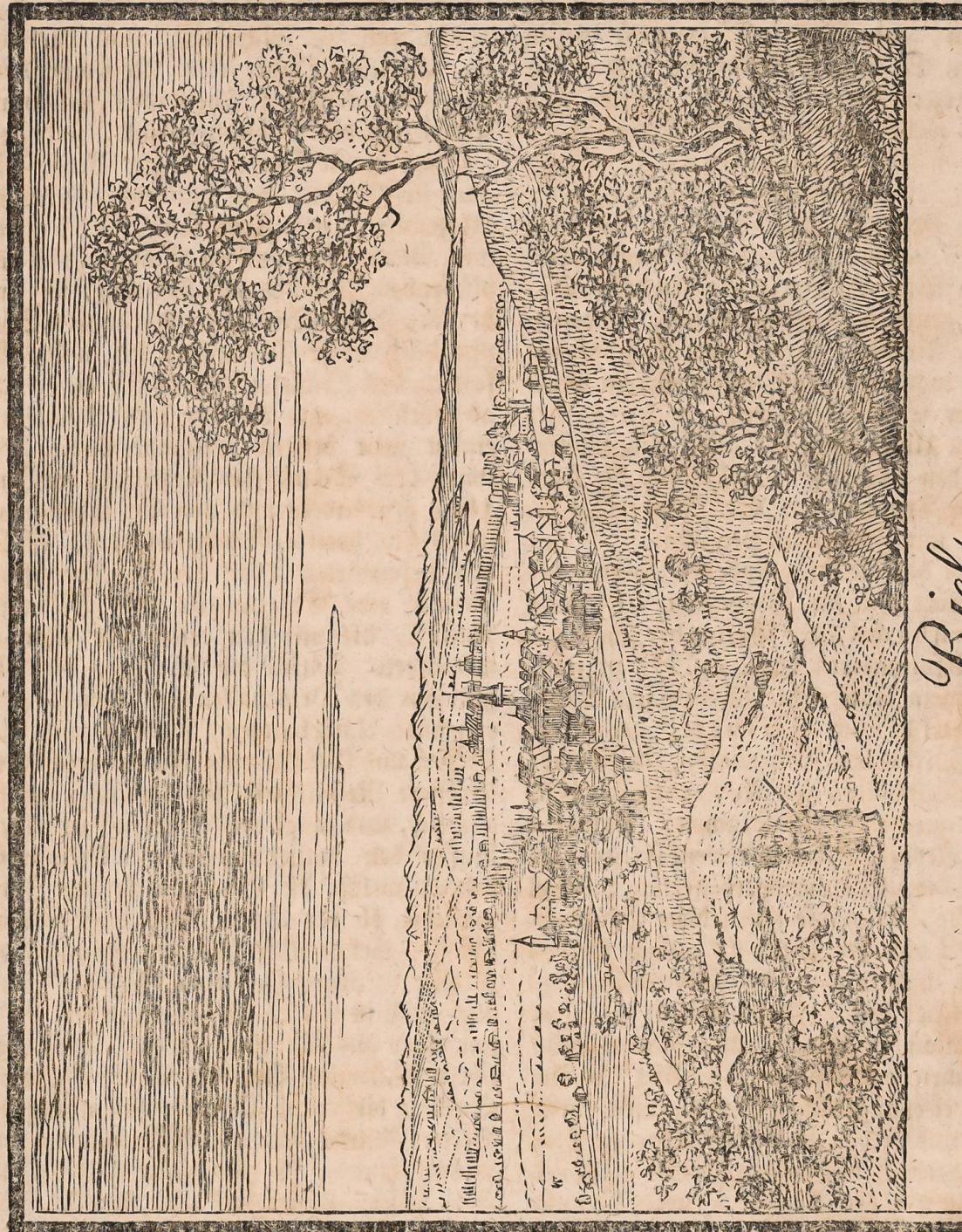
Die Schwäbel sind liebe Hausfreunde. Dazu gehört das Schwalmeli, das Spyrsli, der Kirchenspyr, und der große Thurmspyr. Nahe verwandt ist die sogenannte Nachtschwalbe, ein seltener Vogel, und um so weniger bekannt, da er am Tage sich nicht sehen läßt. Er fliegt nur über der Erde hin, fängt Nachtschmetterlinge, Fisfolter und andere Insekten, und weil er dann und wann etwa in einen offenen Geißstall hineingesfahren ist und sein weites Maul aufgesperrt hat, so hat man gemeint, er wolle die Geiß melken, daher der Name Geißmeller. Ob aber ein Vogel mit seinem harten Schnabel eine Geiß melken könnte? Das glaubt kaum einer der weiß, was saugen oder melken ist. — Gut Nacht für hüt.

alle Rechte auf Biel zu. Dies veranlaßte einen Krieg zwischen den Grafen von Neuenburg und dem folgenden Bischofe, den Kaiser Rudolf (von Habsburg) endlich mit den Waffen zum Vortheil des Bischofs von Basel entschied. Hierauf stützte sich auch das Recht, welches die Bischöfe von Basel bis zum Umsturz der alten Verfassung im J. 1798 über Biel zu behaupten versuchten. Indes diente diese Verbindung doch zur schnellern Aufnahme der Stadt, und zur Erwerbung beträchtlicher Freyheiten, indem der damalige Bischof ihr bey oberwähntem Kaiser Rudolf die Ausstellung einer Urkunde im J. 1275 bewirkte, worin ihr gleiche Rechte und Freyheiten wie Groß-Basel ertheilt wurden. Biel gelangte so zu den Rechten einer Reichsstadt. Diese Freyheiten zogen bald einen zahlreichen Adel aus der Nachbarschaft dahin, von welchem in den folgenden Jahrhunderten über dreißig der angesehensten Geschlechter in der Stadt das Bürgerrecht hatten. Das Faustrecht jener Zeit, nach welchem sich die Großen und Kleinen ihr wirkliches oder vermeintes Recht mit dem Schwerde in der Hand in unzähligen Fehden zu verschaffen suchten, zwang auch diese Stadt schon frühe, von ihrem Waffenrecht Gebrauch zu machen, und sich durch Bündnisse mit Benachbarten zu schern. Mit dem benachbarten Bern schloß Biel schon im Jahr 1279 einen Bund, worin der bischöfliche Mayer mit dem Rath und der Bürgerschaft genannt wird, und beyde Theile sich auf 5 Jahre gegenseitig Rath, Hülfe, Vertheidigung und Aufrechthaltung ihrer Rechte und Freyheiten versprachen. Dieser Bund zwischen Bern und Biel wurde im J. 1352 in ein ewiges Bünd-

niß verwandelt, in welchem Jahr die Stadt auch ihre Handveste vom Bischof Johann empfing. — Jenes ewige Bündniß mit Bern gab indes die Veranlassung zu jener empörenden Gewaltthat, welche sich Johann de Vienna an Aller-Heiligen-Tag im J. 1367 gegen Biel erlaubte, indem er diese Stadt — nachdem er ihre vornehmsten Bürger gefangen genommen und Alles geplündert hatte — verbrannte, weil sie dem Bündniß mit Bern nicht entsagen wollte. Die Hülftruppen der Berner kamen zu spät, bemächtigten sich aber der Burg, zerstörten sie zum Theil und befreiten die Gefangenen. Die Bürgerschaft wollte anfangs die zerstörte Stadt verlassen, allein Johann's Nachfolger, Bischof Immer von Ramstein, erweiterte ihre Freyheiten, bestätigte ihre Handveste, vernichtete die von seinem Vorgänger zu ihrem Nachtheile ausgestellten Urkunden. Die Stadt wurde nun fester und schöner erbaut, und hob sich bey den folgenden Unruhen und Kriegen in der Schweiz durch ihre vermehrten Bündnisse mit Solothurn (1382), mit Freiburg (1496), durch ihre genauere Verbindung mit den Eidgenossen und die Tapferkeit ihrer Bürger, ungemein. Unter ihrem Stadtpanner und Oberbefehl stand alle bewaffnete Mannschaft von Neuenstadt und aus dem Erguel; seinen Bundesgenossen, besonders Bern, leistete Biel von den frühesten Zeiten an, nicht nur in den Fehden mit dem benachbarten Adel, sondern auch in den schwersten Kriegen, mit den Herzögen von Oestreich, mit Karl dem Kühnen von Burgund, im Schwabenkriege u. s. w. den heldenmuthigen Beystand; sonst hätten die Bieler bey Murten unter

Die
hof
ind-
ung
lche
ller:
Biel
ach-
gen
—
mit
Iffs:
ich:
um
Die
orte
ich:
in,
hre
or-
ten
der
den
der
isse
irg
ng
heit
em
be-
nd
n,
u:
en
ch:
er:
h:
ge
o;
er

Die Stadt Biel und deren Umgebung.



N

Biel.

Foster nicht allein achtzehn Fahnen genommen, und Hans von Hallwyl diesem auf dem Marsche zur Schlacht, als er ihn bey Kerzers fragte: Wo die Bieler seyn sollen? nicht geantwortet: „Bern und Biel sind immer Eins.“ Dies, und so viel andere Freundschaft gegen die übrigen Orte der alten Schweiz, war der Grund, warum schon vor bald dreyhundert Jahren Biel als ein zugewandter Ort der Eidgenossen angesehen wurde. Ungeachtet ihrer Verbindung mit dem Bischof von Basel, ward Biel doch immer als ein unabhangiger Staat behandelt, und erst kurz vor dem Untergange der alten Eidgenossenschaft (den 14. Sept. 1797), wo die französischen Truppen das St. Immerthal besetzten, mit Frankreich vereinigt.

Biel hat die Ehre und den Ruhm, der Geburtsort und die Vaterstadt Thomas Wyttenbachs, des Vaters der schweizerischen Reformatoren (geb. 1472), zu seyn. Aus seinem Unterrichte schöpfe sein Schüler, Huldreich Zwingli, der nachherige Zürcherische Reformator, in Basel: „Die Verständniß und Auslegung der heil. Schrift aus den Grundsprachen;“ sie waren sich Geistesverwandte und treue Freunde im Werke der Glaubensverbesserung; Biel schwankte, da einige angesehene Geschlechter die Sache des Bischofs zu der ihrigen gemacht hatten und die Reformation zu hintertreiben suchten, bis endlich, nach der Disputation zu Bern, im Jänner 1528 die Frauen der Bürger zu Biel die Annahme des evangelischen Bekenntnisses durchsetzen, und von da an bis in die neueste Zeit, zur Erinnerung dieses ihres Verdienstes, den Vorrang vor den Männern beym Genusse des heiligen Abendmahles behauptet hatten,

Durch die Erklärung des Wiener-Congresses vom 20. März 1815 kam Biel noch im nämlichen Jahre (23. November) mit dem bedeutendsten Theil des Bisthums Basel an die Schweiz zurück, und zwar an seine älteste Verbündete an Bern. Ob auch in Hinsicht des Handels, durch die Abtrennung von Frankreich, Fabriken und Manufakturen nicht mehr in dem blühenden Zustande sich befinden, wie früherhin, so hat Biel auf einer andern Seite unendlich mehr gewonnen, indem die Gefahren des Schleichhandels für diesen Ort abgewendet, und Kirchen und Schulen in einem weit bessern Zustande sind. Das unter dem Schutze der Regierung im Jahr 1817 gegründete und von ihr jährlich mit 5000 Liv. dotirte Gymnasium, ist für den reformirten Theil der Leberbergischen Aemter eine Erziehungs- und Bildungsanstalt, die mit den ersten der Schweiz wetteifert. Durch die Vorsorge der Magistratur des Orts haben sich nicht blos die reizenden Umgebungen, sondern auch seine Gassen und Gebäude um Vieles verschönert. Größere Reinlichkeit und Ordnung hat begonnen, und fängt an sich überall zu zeigen. Außer den naturhistorischen Merkwürdigkeiten, welche die Granitblöcke des Jura, zunächst ob der Stadt, und die berühmte Quelle, welche über hundert Brunnen mit Wasser versieht, darbieten, hat die Stadt auch noch in andern Beziehungen viel Merkwürdiges und Sehenswerthes. Dahin gehören Villemins Denkmal in der Nähe der Quelle, die reiche Urkundensammlung des Herrn Amtstatthalters Wildermett, das Münzkabinett, so wie die Bibliothek des Hrn. Oberst Heilmanns, die Aussicht vom weißen Hause, vom Ried und von der

Belle-vue; dann die herrlichen Alleen nach dem See hin. Die schönen Landhäuser bieten dem Freunde der Natur die mannigfaltigsten und geschmackvollsten Anlagen dar. In diesen reizenden Umgebungen ist es, wo in der neusten Zeit für Kranke die Fürsorge getroffen wurde, daß sie nicht nur die Seebäder, sondern auch die Eselsmilch und Ziegenmolken gebrauchen können. Das Klima ist äußerst milde, und die Bewirthung wie das Logis im Römerbade trefflich, bequem und billig. An der Straße gegen Solothurn findet sich zu Bözingen der Eisendrath-Zug, und gegen Mett hin eine Baumwollen-Spinnmaschine. Sollte die im Plan liegende, von Biel dem See-Ufer entlang, am Fuße des Jura hinlaufende, über Neuenstadt nach Neuenburg anzulegende Straße zu Stande kommen, so dürfte Biel hinsichtlich des Handels und Verkehrs zu einem Wohlstande gelangen, dessen es sich in keiner der früheren Zeiten zu erfreuen hatte.

Der See, der von der Stadt den Namen hat, ist drei Stunden lang, $\frac{3}{4}$ St. breit und 217 Fuß tief, und sehr fischreich. In ihn ergießen sich ein Arm der Schüss und die Zihl, durch welche er wieder so langsam abfließt, daß man seit langer Zeit mit Mühe und Kosten seinen häufigen Überschwemmungen vorbeugen mußte. Die Abhänge des nördlichen Ufers sind mit Weinbergen und Waldungen bedeckt, hinter welchen der Chasseral oder Gestler, ein Gipfel des Jura, sich erhebt.

Die Insel ist unter dem Namen Petersinsel durch Rousseau, der sich im J. 1765 hier aufhielt, berühmt geworden. Sie hält etwa 20 Minuten im Umfange, und ihr höchster Punkt ist 120 Fuß über den See.

Bis 1485 wurde sie von Mönchen bewohnt. Jetzt gehört sie dem Spital zu Bern. Mit Kornfeldern, Wiesen, Weinbergen und Waldungen bedeckt, ist sie unerschöpflich an Schönheiten, und bietet die mannigfaltigsten Aussichten dar. Zur Zeit der Weinlese versammeln sich aus der ganzen Umgegend an Sonntagen die Einwohner in großer Anzahl.

10.

Die lachenden Erben.

Ein gewisser Arzt hatte einen Kranken zu besorgen, der nach seinem Tode ein großes Vermögen lachenden Erben hinterließ. Als der Arzt nun seinen hochansteigenden Conto eingab, und die Erben sich darüber beschwerten, erwiederte ihnen der erstere: Ihr sollt froh seyn, daß ich euch um einen so wohlfälligen Preis zum Erbe verholfen habe. Die Erben aber, welche die Richtigkeit dieser Erwiederung einsahen, bezahlten lachend die Ansforderung.

11.

Unsere Unarten.

(Eingesendet.)

Wenn vornehme Fremde ihre Menschenfreundlichkeit dadurch beurkunden, daß sie unsere Unarten bemerken, und öffentlich bekannt machen, so wirst du Bote mir doch nicht übel nehmen, wenn ich als ein Landsmann auch ein Paar Unarten durch deinen Kalender zur Sprache bringe, über die ich und viele andere sich schon oft geärgert haben. Und zwar ebenfalls:

I. Drey Unarten auf der Straße. Erstlich daß so viele Leute unverschämter

Weise unerlaubte Fußwege machen, den Leuten mitten durch die Güter laufen, oft neben dem gebahnten Fußweg hin noch einen andern machen; um einen kleinen Umweg zu ersparen durch alles hinlaufen, und — trotz Verbot und Warnungszeichen — doch thun, was sie nicht gerne leiden würden, wenn andre es ihnen auch thäten. Zum andern die abscheuliche Unart, daß nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, überall hin ihre Nothdurft verrichten, und wie die Vierbeinigen und Unvernünftigen ihren Unrath an und in den Straßen, ja oft mitten in schmalen Fußwegen liegen lassen. Das ist eckelhaft und geradezu sündlich! Zum dritten giebt es Gegenden im Lande, wo man auf der Straße keinen guten Morgen, oder guten Tag, kein Gott grüß euch zu hören bekommt, und noch froh seyn kann, wenn man auf einen freundlichen Gruß, ein trockenes „dankt Gott!“ hört. Das ist aber unhöflich und unfreundlich.

II. Drey Unarten in den Häusern. Nummer 1. hat es mich oft geärgert, die Unordentlichkeit, Hotscherey und Unsäuberlichkeit in unsern Bauernhäusern zu sehen. Es giebt Gegenden in unserm Kanton, wo man von Holz, Spähnen, Genist, Unrath, Mist, Roth u. s. w. fast nicht zur Hausthüre kommt. Drinnen ist's noch ärger. Da hängen um den Ofen her Mannskleider, Weiber-Röcke, nasse oder durchschwitzte Strümpfe, Stallhosen, schmückige Hemder und dergleichen, und darunter stehen die Speisen, an der Wärme, und das giebt einen Anblick und einen Geruch, der mir wenigstens das Essen verleiden würde. Nummer 2. So ist unverantwortlich, wie gottlos leichtsinnig fast durchweg mit dem Feuer umgegangen wird; wie die Stroh-

dächer fast auf den Boden herab recken, wie jeder Funke von einem Licht, oder aus einer Tabakspfeife das größte Unglück anstellen kann; wie die Feuerblätten oft so schlecht verwahrt sind, und die ganze Bauart so gemacht ist, als sollte das Haus mit Fleiß angezündet werden; und hundert andere Thorheiten und Unvorsichtigkeiten noch mehr. — Und endlich Nummer 3. Der eben so große Leichtsinn, wobei die sittliche Aufführung der Dienstboten, ja sogar der eigenen Kinder nicht beaufsichtigt wird. Ob Knechte und Mägde auch etwa beten und lesen, ob sie zur Kirche, besonders in die Kinderlehre gehn, oder ob sie schlechten Umgang haben, die Knechte und Söhne Nachtschwärmer sind, die Mägde und Töchter Kiltner haben, daß darauf so wenig geachtet wird, das ist schändliche Unart, die aber auch böse Früchte trägt.

III. Drey Unarten in der Kirche. Die erste ist, daß so viele Leute nicht singen wollen, und sich sogar schämen ein Psalmbuch in die Kirche zu tragen, gerade als wäre es etwas unrechtes Gott zu loben! und zwar sind darunter oft Pürsche, die denn beim Wein, oder auch Nachts auf der Straße schon singen, wo es um meistens unflätige Lieder zu thun ist! — Die andre Unart, daß die Sänger nicht zusammen, sondern in der Kirche herum zerstreut sind, woraus mein Tage kein rechter Gesang werden kann. Zwar sollen überall die Sänger vorn auf der Emporlaube zusammen stehn. Aber da giebts unartige Bengel, welche sich hervordrängen, um nach den Meitli zu sehn, die unten in der Kirche sitzen; die Sänger mögen in der Kirche nicht zanken und werden so vertrie-

ben. — Die dritte Unart in der Kirche ist an den meisten, doch nicht an allen Orten, nämlich daß nach dem Segen alles auf einmahl aufsteht, alles auf einmahl zur Thüre hinaus will, woraus ein unanständiges Treiben, Drücken und Drängen entsteht. Weit schöner sah ichs an einigen Orten, wo eine Bank nach der andern, eine Person hinter der andern sittig und still heraus geht, wie aus einer Kirche und vom Gottesdienst hinweg schicklich ist. An vielen andern Orten aber laufen die Leute heraus wie — die Thiere aus einem Stalle.

Diese Unarten hab' ich bemerkt, und du Bote würdest mir ein Gefallen thun, wenn du sie bekannt machtest, damit die Leute sich darnach richten können.

Ein Freund der Ordnung.

12.

Hausmittel.

Nimm die Geduld als Magd ins Haus;
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus.
Doch hüt' dich, wenn sie herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirthschaft still.

Als Hausarzt nimm den Fleiß die an,
Das ist der wahre Wundermann,
Der, ohne Saft und Pillen,
Durch seinen bloßen Willen,
Aus Seel' und Leib dir treiben kann
Die Dünste und die Grillen.

Ich habe gute Dienerschaft;
Die Knechte heißen Selbst geschafft,
Und Spät zu Bett und Auf bei Zeit.
Die Magde: Ordnung, Reinlichkeit.
Durft, Hunger heißen Schenk' und Koch.
Hab' auch zwey Edelsnaben noch,
Genannt Gebet und Gut Gewissen,
Die, bis ich schlaf, mich wiegen müssen.

Erfahrung — die kommt, liebes Kind,
Von Außen oft; doch halb und halb
Muß sie vorher auch in dir leben,
Sonst müßte ja ein jedes Kalb —
Durch fremde Lehr' ein gutes Kind
Und einen — weisen Ochsen geben.

13.

Bruchstück aus der Brieftasche des hinkenden Boten.

Der hinkende Bote ist, wie meine lieben Leser wissen, zwar Jahr aus, Jahr ein auf der Reise, um alles Merkwürdige, was sich in unserm theuern Vaterlande ereignet, einzusammeln, um es dem Leser brauchbarer aufzutischen. Allein bei seinem stark vorgestreckten Alter und bedeutenden Leibesgebrechen (siehe das Titelblatt) verläßt er, um eigentlich die Wahrheit zu sagen, den Kanton selten oder nie, indem ihm, wie so vielen andern, in der väterlichen Kuhweide am wöhlsten ist. Letzverflossenen Sommer aber hatte er eine ganz besondere Veranlassung, eine Reise nach Konstanz zu machen, wo er einen reichen Wetter zu beerben hoffte. Wie elend es ihm da ergieng, wie alle seine Erwartungen gleich Seifenblasen zerplakten, und was für klägliche Abentheuer er auf der Reise erleben mußte, vernehmen meine Leser, wenn sie Theilnahme an den Schicksalen des alten Mannes zeigen, vielleicht ein andermal. Gegenwärtig folgt hier nur ein kleines Bruchstück aus seinem Reisetagebüche.

Ganz ermattet, jedoch aus leicht begreiflichen Gründen nur auf einem Beine müde, hielt ich mit einem leeren Geldbeutel und hungrigen Magen meinen bescheidenen Einzug in Zürich. Es war ein schwüler Sommertag

G

in der Mitte des Augsimonats, und deswegen sehnte sich mein lechzender Gaumen nach einer Erquickung, und unwillkührlich lenkte ich meine Schritte nach einem der besten Gasthöfe, wo ich zwar aus ökumenischen Gründen (wie jener gelehrte Krämer spricht) nicht hoffen konnte, an die Wirthstafel zu gelangen, wo aber bey dem gewaltigen Zustromen von Fremden aus allen Ländern der Erde wohl auch ein Paar Brocken für mich abfallen mochten. In meinem Vaterlande sind mir zwar Beweispiele genug bekannt von Menschen, welche nach einer weit geringern Anstrengung das Wirthshaus nie besuchen, ohne wenigstens sieben Schoppen Weins zu sich zu nehmen; vermutlich weil dieses eine heilige Zahl ist. Allein so sehr ich auch sonst ein Freund des edeln Rebensaftes bin, so hatte ich doch für diesesmal beschlossen, ein Muster der Mäßigkeit und Nüchternheit zu seyn, und begnügte mich daher mit einem Viertelschoppen Nestenbacher, wozu ich für zwei Kreuzer Brod aß. Diese Kabung genoß ich in einem Vorsaale, der durch seine herrliche Aussicht mich erquickte, und von Zeit zu Zeit auch andere Gäste des Hauses herbeilockte. Tief in einen Winkel meines einsamen Fensterchens gedrückt, belauschte ich nun da folgendes Gespräch einiger, wie es mir schien, vornehmer Reisender:

Zuerst trat ein prahlender Franzose auf, welcher mit allen, seiner Nation eigenen, Kunstausdrücken über die Langsamkeit der schweizerischen Kutscher fluchte, und die Seligkeiten seines Landes pries, wo mit stets gewechselten Extrapostpferden der Reisende wie im Fluge von einem Ende des Reiches bis zum andern eilt. Ein abgemessener Engländer, dem aus pflichtschuldigem Nationalhasse jeden Augenblick die Galle gegen

den Franzosen überzulaufen schien, benützte eine kleine Pause, wo der Franzose Althem schöpfen wollte, um mit einem verächtlichen Blick auf jenen die Vorzüge eines Dampfschiffes auseinander zu sehen. Ein anwesender Russe hingegen rühmte die Schnelligkeit der Kosakenpferde um Petersburg, und beschrieb uns anschaulich die Rennthiersfahrt in Lappland und den unglaublich schnellen Flug der Reisenden in Kamtschaka, welche in einem Schlitten von zehn Hunden gezogen mit Ulikesschnelle über die Eisfelder dahingleiten. Ganz erstaunt, und wahrhaftig mit offenem Munde über alle die nie gehörten Wunder der Schnelligkeit, saß gleich mir, ein Bauer hinter seinem Schoppen, und wagte es endlich, die vornehme Herrschaft mit seinen Fragen zu belästigen. Aber in aller Welt, sprach er, ist denn bey einer solchen rasenden Eile gar keine Gefahr? bricht kein Strick? geht kein unheilbringender Nagel verloren? O alles ist stets im besten Zustande, antwortete der Franzose, nur kann höchstens hie und da von dem Umwerfen des ganzen Fuhrwerkes die Rede seyn. Der Engländer gestand, daß bisweilen das Zerspringen eines Dampfkessels in einem Dampfschiffe ungefähr die nämlichen Folgen habe, wie das Zerspringen einer Pulverkammer. Der Russe endlich gab zu, daß die Kamtschalischen Hunde zuweilen den ungeschickten Inhaber eines Schlittens umwerfen und über das Eis hin in alle Abgründe zu Tode schleifen.

Nun ihr Herren mit Gunst! sprach der Bauer, da lobe ich mir die schweizerische Gedächtnisslichkeit, da lobe ich mir besonders das sittsame Fuhrwerk meines Gevatters, des Herrn Hans Hegels, gewöhnlich Posthegel genannt, und den ich Ihnen allen zur

Weiterreise will empfohlen haben. Schnell bringt er Sie zwar nicht vorwärts, aber sicher und kurzweilig. Die alte Schachtel, die er Ihnen als Chaise anbietet, hat ihre großen Vorteile, wenn man einmal glücklich eingestiegen ist. Der Herr Gevatter hält bey jeder Schenke und bey jeder Kneipe still, um seinen Muth anzufrischen. Und nun bedarf er keines Posthorns, denn seine Stimme schmettert auf Viertelstunden weit, daß ihm alles aus Weg gehen kann, wer will. Des Nachts bedarf er keiner Vaterne, denn seine Kupfernase leuchtet besser, als ein amerikanischer Leuchtturm. Und die Lange:weile darf der Reisende gar nicht fürchten, denn Gevatter Hans Hegel erzählt ihm mit einer Redseligkeit ohne gleichen alle Küchen- und Brunnengeschichten der ganzen Gegend. Vom Unwesen kann wegen der zahmen Rosinante nur dann die Rede seyn, wenn, was freylich mehr als einmal begegnet ist, Hans Hegel allzutief ins Glas geguckt hat. Sonst mag er noch ein so ziemlich großes Maß ertragen.

Die fremden Herren dankten lachend für die liebliche Empfehlung und gingen ihrer Wege; ich aber saß in tiefen Gedanken versunken hinter meinem leeren Glase, und wünschte mir seufzend meinen Gevatter her, der ein wohlbelehrter Kutscher in Bern war, und zuweilen Fremde nach Zürich führte. Ach vielleicht würde er sich meiner armen müden Knochen erbarmen, und mich auf der Rückfahrt etwa als Contrebande hinten auf den Wagen lassen, vielleicht sogar meinen theuren Nestenbacher dem Wirths bezahlen, den ich sonst gar nicht zu befriedigen wußte. Verlegen schob ich meinen Hut auf dem Kopfe herum, und siehe, als ob es des Fortunatus Wunsch:

hütlein wäre, da trat mein Gevatter zum Vorsale herein, führte großmuthig meine Wirthshauschuld mit vier Kreuzern ab, lud mich in seine ganz leere Berline, und führte mich glücklich nach Hause. Einzig diesem Umstände haben es vielleicht meine werthen Leser zu verdanken, daß ich noch zu rechter Zeit und wohlbehalten anlangte, und folglich dieses ihr liebstes Lesebuch, nämlich der Kalender, nicht ganz ausblieb.

Kein Wort von der Freude des Wiedersehens mit meiner alten Hausehre, die mich ganz verloren geschäzt hatte! Kein Wort von dem Jubel meines Hausvolkes, das ich mit etlichen altbackenen Bernerwegglenen erfreute, welche ein Engländer in der Kutsche vergessen hatte, und die mir Gevatter Kutscher großmuthig abtrat, damit ich doch nicht ganz leer nach Hause zurückkehre. Solche rührende Szenen gehören nicht vor das große Publikum!

14.

U m s c h r e i b u n g .

- 1) Herz, mys Herz, warum so trübrig?
Und was soll das Ach und Weh?
'S ist so schön uf dieser Erde!
Herz, mys Herz, was fehlt der meh?
- 2) Was mer fehl? Es fehlt mer alles.
Bi so gar verloren hie! —
Sng es schön uf dieser Erde,
Doch mys Heimeth ist sie nie!
- 3) Ha lei Vater meh, lei Mutter;
Doch e Vater weiß i no.
Er wohnt nit uf dieser Erde,
Chönnit' i doch bald zu en ihm cho!
- 4) Ach i d's Heimeth möcht' i einist,
Möcht' hinuf zum liebe Gott!

- Ob de Wulke, ob de Sterne,
Ob dem schönen Abendroth!
- 5) Blume gits no viel hienieden!
Ach sie blühe nit für mi!
Und die Früchte? — Ach sie reisen
Wohl für andri, mir doch nie! —
 - 6) Und die Sonne scheint so freudig?
Ach's ist dunkel doch i mir!
Alli Freude sy verschwunden,
Bloß der Schmerz wohnt bständig hier!
 - 7) Aber d'Menschen sy so fründlich?
Ja, zum Schyn, doch wyter nit.
Geits der übel, b'halts im Herzen,
Denn es briegget keine mit!
 - 8) Herz, mys Herz, i Gottes Namen,
'S ist es Lyde, gieb di dry.
Will's der Herr, so kann er helfen,
Daz mer bald im Heimeth sy!

15.

Das Denkmal von Sankt Niklausen. (Siehe gegenüberstehende Figur.)

Wenn man von Nidau nach Aarberg geht, findet der Wanderer auf der Höhe jenseits Bellmont, da, wo die Straße sich bald nach Sankt Niklausen hinabneigt — rechts am Walde — einen Denkstein, auf welchem folgende Worte mit lateinischen Buchstaben eingegraben sind:

Hier

fielen den 5. März 1798 im Kampfe
für Freiheit und Vaterland:

J. J. Antener, von Orpond.
Christ. Etter, von Bargen.
Nikl. Frey, von Orpond.

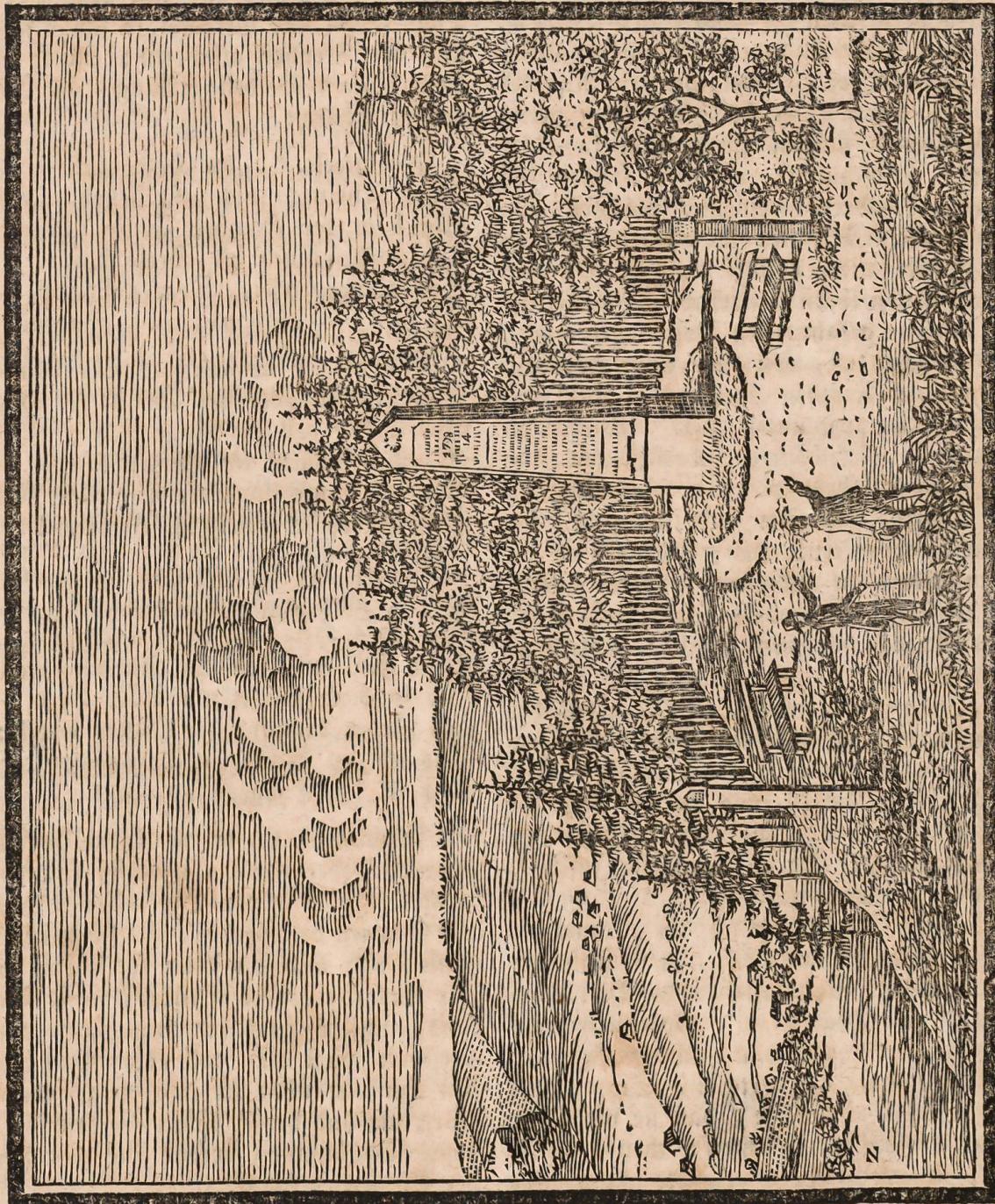
Pet. Heinr. Gngi, von Kappelen.
Friedrich Heer, von Madresch.
Nikl. Heimberg, von Lengerswyl.
Joh. Friedr. Kehrwand, von Aarberg.
Chr. Löffel, von Worben.
Benedikt Mörj, von Hermrigen.
Jak. Peter, von Radolfingen.
Adam Scherter, von Radolfingen.
Nikl. Schorj, von Dampfwyl.
Jak. Wielang, von Schüxsen.
Joh. Ulrich Wysler, von Sumiswald.

Dem Andenken der Gefallenen.

Hier, im Angesichte des Jura und der Alpen, lässt sich der müde Wanderer gerne auf die Rasenfläche am Fuße des Denkmals, oder auf die zu beyden Seiten angebrachten Bänke nieder, um unter dem kühgenden Schatten der hohen Fichten und Platanen des wunderschönen Anblicks zu genießen, den hier die Natur ihrem Freunde darbietet: Unten schlängelt sich die Ziehl durch blumenreiche Matten und wallende Aehrenfelder nach dem freundlichen Aegerten und dem ehrwürdigen Gottstadt, wo einst in klösterlicher Stille Bernhardiner-Mönche ihre Tugenden vor den Augen der Welt verbargen; weiterhin glänzt ein Silberstreif der Aar und im Hintergrunde dieser unnenbar schönen Landschaft strahlt, als ein schimmernder Punkt, Sankt-Ursen-Stift, am Fuße des Weissensteins, aus dem freundlich anmuthigen Solothurn, weit umher im Glanz der sinkenden Sonne.

Aber den Wanderer umrauscht das Flusstern leiser Abendwinde; um ihn her ruhn die Männer und Jünglinge, die sich hier dem Tode weihten; er erhebt seinen Blick voll Wehmuth auf das Grabmahl, welches ein gefühlvoller Sohn der Alpen ihnen errich-

Das Denkmal von St. Niflaußen.



tete; ihm süsseln gleichsam Stimmen aus einer andern Welt die Worte zu: „Den, der für's Vaterland den Tod nicht scheut, erwartet dort der Himmel, hier sein Ruhm.“

Die Edeln, welche hier schlummern, sochtet und starben zwar nicht in einer großen Feldschlacht, wie die Helden bey Laupen, sondern in einem erfolglosen, unbedeutenden Gefechte; sie wurden überwunden, aber nicht besiegt. Verlassen und getrennt von ihren Kameraden, standen sie auf diesem gefahrvollen Posten vereinzelt, bis sie von den, von allen Seiten herbeiströmenden Feinden übermannt, dem ungleichen Kampfe unterlagen. Wiederholt hatten sie dieselben zurückgeschlagen und ihren Posten behauptet; aber endlich, da die Angriffe sich stets, und immer mit frischen Truppen erneuerten, bedeckten sie mit ihren Leibern die Kanonen, und verbluteten auf denselben ihr theures Leben, indem sie, keine Gnade annehmend, sich noch sterbend vertheidigten.

Willig ehrt und nennt die Nachwelt ihre Namen, und hat sie diesem Steine eingegraben, um zu ähnlicher, edelmüthiger Hingebung und Begeisterung auf die Tage der Gefahr und Noth das aufblühende Geschlecht zu entflammen. Darum nennt die Inschrift die Namen der Gefallenen.

Dieses Denkmal ward am Sonnabend des 9. Weinmonats 1824, dem Solemnitätsfeste der Gymnasiander von Biel, von diesen, in Begleit und Gegenwart der Schuljugend von Nidau, militärisch eingeweiht; damals erinnerte eine Stimme die anwesenden Jünglinge, daß sie nie dieser Stunde vergessen möchten: theuer, über Alles theuer, soll ihnen die mütterliche Erde, die Heimath ihrer Väter, ihr mit

Siegen bezeichnete und mit Ruhm bedeckte Boden seyn und bleiben: so lange sie diese Lust der Freyheit atmeten; empor zu den unsterblichen Helden erklang das Lied in vollem Chore:

O Vaterland, du Heldenland!
Vom Rheines: bis zum Rhodanstrand,
Wo hoch der Freyheit Fittig schwebt,
Und Heldenmuth die Seele hebt:
Sei hochgepriesen, theures Land!
Du bist des Schweizers Vaterland!

Das ist des Schweizers Vaterland:
Wo Eide schwört der Druck der Hand;
Wo Treue hell im Auge blickt;
Wo Liebe warm im Herzen sitzt;
Wo All' umschlingt der Eintracht Band:
Das ist des Schweizers Vaterland!

Das ist des Schweizers Vaterland,
Das, aller Eydgenossen Land!
Wo jedes Herz auf Gott vertraut;
Sein Heil im Heil der Andern schaut;
Wo in dem Streit um Aller Herd
Ein Jeder kämpft, der Vater werth:
Das ist der Schweizer Losungswort
Das ist der Eydgenossen Hort.

Wanderer, der du an diesem Denksteine anruhest oder vorüber waltest, suche deine Unsterblichkeit in den Tagen des Friedens, wie in denen der Gefahr, in dem hohen Gefühl, daß wir nur dann fortleben, wenn wir uns für unsere Brüder, unser Vaterland, unsere Freyheit hinzugeben wissen. Gestärkt wirst du, voll edler Entschlüsse, den Himmel über dir und die wundervolle Welt um dich her erblicken — denn du hast deine Bestimmung erfaßt und den Beruf der Christen erkannt.

Der Bote schreibt abermals ein
Avis-Blatt.

Zum Verkauf angeboten:

1) a. Zwanzig Säume Lakoten-Wein.
b. Etliche Hundert Mutt Korn. c. Einige
Fuder wohlgefaulten Bau. Alles gar dien-
lich zu Neujahrsgeschenken.

2) Das Narrenbuch vom Pater Abra-
ham. Es fehlen zwar einige Narren darin;
wer diese aber daheim nicht findet, kann dafür
mehrere überzählige Nährinnen haben, um
wohlfeilen Preis.

3) Eine große eiserne Geldkiste; wegen
Mangel Platzes — nein Geldes.

4) Claret oder Hypokras, bey Herrn A.
ist er extra gut; bey B. vortrefflich; bey C.
der beste, und bey D. der allerbeste. —
Hätten sie mir zum Versuchen geschickt, so
könnt' ich sagen, ob er gut ist.

Zu kaufen verlangt:

1) Ein schönes, wohlgelegenes und ab-
trägliches Landgut, wo möglich unentgeltlich.

2) Ein sicherer Alraun. Man würde
ihn gut bezahlen, sobald er Geld gebracht
hätte.

3) Ein schönes, sicheres Reitpferd,
gleichviel von welcher Rasse. Der Ver-
käufer müßte aber das Futter lebenslang
gratis dazu liefern.

Allerley Nachrichten.

1) Ein junges Frauenzimmer, das
immer zwanzigjährig bleibt, und alle Spra-
chen spricht, und alle Wissenschaften kennt,
und alle Handarbeiten in der höchsten Per-
fektion versteht, auch kochen, backen und

die Haushaltung führen kann, und den
Gartenbau studiert hat, würde in einem
guten Hause wohl aufgenommen werden.
Wenn sie Speise und Trank selbst schafft,
so bezahlt sie kein Kostgeld; und für ihre
eigenen Mobilien brauchte sie keinen Zins
zu bezahlen.

2) In dem Kunst- und Raritäten-
Kabinet des Herrn Bombostus, das aller-
erlauchten Fürsten Bewunderung erregt hat,
und künstige Martin-Messe hier anlangen
wird, ist zu sehen:

Der Strick, woran sich Judas erhängte;
noch ganz neu, und dienlich;

Ein künstlicher Spiegel, welcher, es
mag darein sehen, wer da will, nie einen
Narren zeigt. NB. Es fehlt nur das
Glas daran;

Ein Makroscopium oder Verkleinerungs-
Glas, wodurch eine Kuh nicht größer er-
scheint als ein Floh. Dienlich für alle, die
sich an den Vorzügen ihrer Nächsten ärgern;
item zur Beschauung eigener Fehler und Ge-
brechen;

Eine Flasche voll Wasser aus der Sünd-
fluth, welches Herr Bombostus selbst bey
Dresden aus der Elbe geschöpft hat; ächt
veritabel.

Ein Sackpistolet, womit der König
Romulus seinen Bruder umgebracht hat.

Ferner die Wachsbilder von Tschingis-
kan, Tamerlan, Attila, Alexander dem
Großen, Napoleon ic., nebst andern be-
rühmten Eroberern; auch Löwen und Tigern
und andern wilden Thieren.

Verlorenes und Gestohlenes.

1) Da mein Pudel letzten Montag fort-
gelaufen ist, und sein Halsband daheim ver-
gessen hat, worauf sein Name Filou steht,

so habe ich dieses Halsband dem hinkenden Boten von Bern deponirt, damit sich jedermann von der Identität der Personen überzeugen kann.

2) Da meiner geliebten Frau am letzten Marktdienstag im Gedräng die Sackuhr von der Kette gerissen worden und gestohlen, so wird derselbige redliche Finder gebeten, diese Uhr wieder zu bringen, wogegen ich ihm gerne die Frau zum Trinkgeld geben will.

17.

Merk's wen's trifft.

Der Bote ist einmal an eine Kindbeti geladen worden; und da haben die Leute gar weidlich aufgetischt, und war Fleisch da, daß man sich dahinter verbergen konnte, und Küchli aufgestellt, wie Heuschöchli; besonders aber floß der Wein wie Bach, und wollte mich der Schreiber, der neben mir saß, immer zum Trinken nothligen. Da sagt' ich: hör', ich will dir ein feines Histörl erzählen. Ein gelehrter Mann wurde einmal an einer Mahlzeit über die Gebühr zum Trinken gendhigt. Da fragt' er: eh! für was seht ihr mich denn an? Nun, hieß es, für einen gelehrten und gescheiden Mann. Eh so macht mich doch nicht dümmer als eine Kuh, die auch weiß, wann sie genug hat!

18.

Så! da hast eis!

Wenn aber der Bote gar zu spitzig angestochen wird, so kehrt er den Spieß wohl auch um! Da begegnet ihm der hochmühige Müller von Nimm-nimm, und sage: ich

bin erfreut, dich anzutreffen, Audi! „Du bist der erste Schelm, den ich heute sehe!“ Da sagt' ich: Hm! kein Wunder, hast du einen so langen Bart! Was soll das heißen? fragt' er. Und ich sage: hättest du dir heute Morgen um 8 Uhr vor dem Spiegel den Bart abgemacht, du hättest viel früher gesehen, was dich jetzt freuet. Und der Mühlkarrer hat gesagt: så da hast eis.

Da chunt der gröst Nar i my gnädig Herrre Lande, sagte der Trümmester, als ich ins Wirthshaus trat. Und da bin ich ganz still neben ihn gestande, und habe ihm von unten in Nasenlöcher geguckt, und haben die andern gar herzlich gelachet, daß er einen ganzen Kopf größer ist, als ich. Er aber hat gesagt: du T. Bub! kanst einem wüst sagen, wenn du schon das Maul nicht aufsthust!

19.

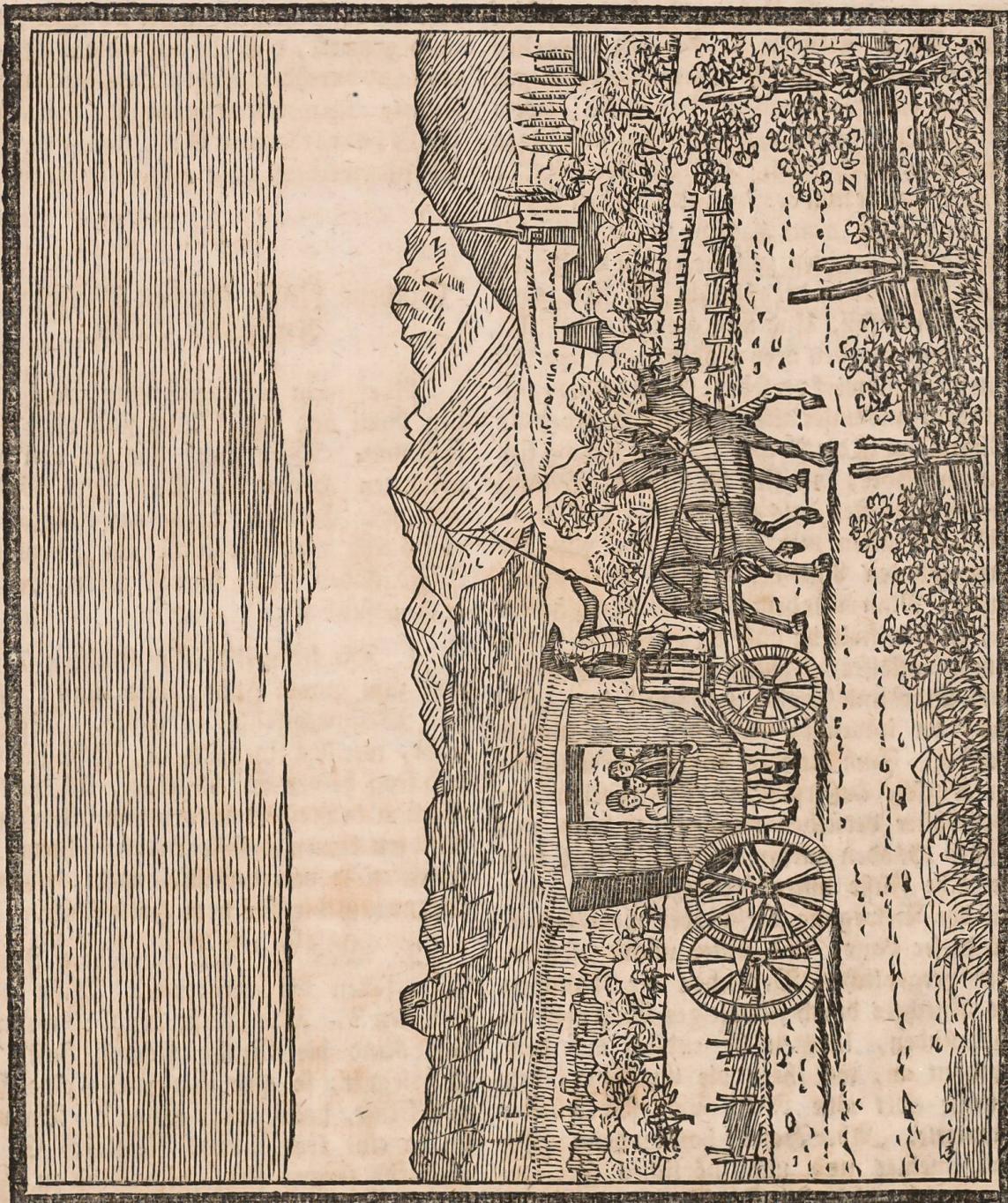
Der Glätterinnen Art.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

In einem abgelegenen Winkel lebte aus den dürfstigen Zinsen seines Gütchens ein gewisser Landedelmann. Er hatte es nie wagen dürfen, sich zu verehelichen, weil er eine Familie nicht standesmäßig hätte erhalten können, und nun im Alter litt er am Podagra und an der Langeweile. Einst hatte er glücklich die Hauswäsche überstanden, was ihm wegen dem lieblichen Geschnäder der Wäschereiber stets eine kurzweilige Unterbrechung seines ewigen Einerlen's war, da beschloß er, die Glätterinnen, welche nun vollends seiner Wäsche den höchsten Grad der Vollendung geben sollten, persönlich in seiner Kutsche aus dem drei Stun-

Du
ute
der,
das
t du
egel
iher
der
. m y
füll.
And
und
icht,
het,
ich.
iem
icht

Die Gläitterinnen.



den entfernten Städchen abzuholen. Auf diese Weise gedachte er sich ein doppeltes Fest zu geben: erstlich seinem schwerfälligen Körper eine wohlthätige Bewegung; zweitens seinen Ohren einen trefflichen und lange entbehrten Schmaus. Der alte übelhörnde Knecht wurde nun beordert, die beiden Ackerpferde vor die uralte Kutsche zu spannen, die sichern Nachrichten zufolge einem Schwedischen Offiziere im dreißigjährigen Kriege gedient haben soll. Und nun gieng es nach M. zu. Hier wurden drey wohlbeleibte und mit gutem Mundwerk versehene Glätterinnen aufgeladen, und unser alter Junggeselle kroch als Viermann in die Arche. Hans schwang sich auf den Bock, und ließ die Gäule auftreten, daß sie dampften, als auf einmal, hilf Himmel! der alten morschen Kutsche von der ungewohnten Last der Boden ausgedrückt wurde. Man rufte dem übelhörenden Knechte zu, er solle halten; aber dieser fuhr in rasendem Diensteifer mit seinen erwärmten Gauen über Stock und Stein, und schien den Jammer, der inwendig herrschte, gar nicht zu merken. Zum Unglück waren die Sitze in der Kutsche äußerst schmal; die dermaligen Bewohner derselben mußten sich daher mit beiden Händen anklammern, während dem die acht Füße unten hervorzappelten, und mit der Bewegung der Räder wetteiferten. In dieser Lage, und unter unausgesetzten, aber vergeblichen Versuchen die Taubheit des Knechtes durch gewaltiges Schreien zu überwinden, langten sie endlich auf dem Landgut an, wo ihrer die Erlösung, den Knecht aber eine Fluth von Vorwürfen erwartete. „Aber Hans! hast du denn unser allgemeines und unaufhörliches Zetergeschrei nicht gehört?“ Der übelhörende Hans jedoch vertheidigte sich ganz kaltblütig. Das

beständige Schreien habe er wohl gehört, und auch gemerkt, daß alle auf einmal ihre lieblichen und durchdringenden Stimmen erschallen ließen; allein er habe geglaubt, dieses sey so der Glätterinnen Art, welche ja mit den Wässcherweibern nahe verwandt seyen!!

20.

Goldene Nüsse für den Weihnachtskindlein-Baum.

Aber nicht für die Kinder, sondern für den Aetti und das Mütti sind diese Nüsse bestimmt. Der Vate hat sie von einem gelehrten Herrn für Euch zum Geschenk erhalten. Er dankt dafür gar höflich; aber es danken vielleicht nicht alle, denn diese Nüsse haben einen bittern Kern, der aber doch gesund ist.

1. Du kramest deinen Kindern so manches zum guten Jahr, und thust, als ob das Weihnachtkindli es steure. Weißt du nicht, wer das eigentlich ist, so schame dich, und frag' deinen Schulmeister. Weißt du's? So hab' ja Respekt davor, und bring' deinen Kindern keinen besoffenen Aetti heim, und sprich nicht von der Weihnacht, wenn der Brantwein dir aus dem Halse stinkt.

2. Was soll die vergoldete Ruth? Was sollen die vergoldeten Nüsse daran bedeuten? Das heißt wohl: wenn du dem Kind die Ruth gegeben hast, und es briegget, so gieb ihm hurtig eine Hand voll Nuss, damit es schweige? Da wärst du ja eine kreuzdumme Mutter. Es will vielmehr sagen: strafe dein Kind zu rechter Zeit und in rechtem Maß, so wird die goldene Früchte tragen,

3. Läßt dir nicht Angst werden, wenn dein Kindlein weint, so du es mit Recht und Vernunft züchtigest. Solche Thränen sind wie der Thau vom Himmel, der das Erdreich fruchtbar macht.

4. Weggeln und Lebkuchen schenkt du deinen Kindern zur Weihnacht, und schöne Apfel, und schöne Bäzen drein gesteckt; und das soll bedeuten: das Weihnacht-kindli hat alles, was gut und schön ist, auf Erden gebracht! Hast Recht! Aber dann trage Sorge, daß deine Kinder an dir auch lauter Gutes und Schönes sehen und hören, und du dich nicht vor dem Weihnacht-kindli schämen müßtest.

5. „Aber warum soll ich den Kindern vorgeben, das Weihnacht-kindli steure ihnen „das, was ich ihnen gebe?“ Du fragst so, und ich antworte: darum, damit sie frühe an den Spruch glauben lernen: alle gute Gabe kommt von Oben, vom lieben Gott! — Dich Vater und Mutter finden sie viel leichter als Gott von sich selber.

6. „Aber es ist Schade, daß die Weihnacht im Winter kommt, wo die guten Kinder nicht außen herum springen können!“ Thut nichts, denn so kannst du sie eben lehren, daß der Mensch am besten thut, der seine schönsten Freuden daheim im eigenen Hause sucht.

7. „Das ist gut für die Reichen, den Kindern Weihnachtsgeschenke zu geben. Wir Armen vermögen das nicht.“ Ich wollte lieber, weiß nicht wie lang, keinen Wein oder keinen Kaffe trinken, oder keinen Taback rauchen, als daß meine Kinder an dem Tage sich nicht freuen sollten, daß der Herr geboren ist.

8. Das Geschenk aber thut's ja nicht allein. Thu' du christlichen Sinn dazu, so ist das kleinste viel. Ohne den hilft alles nicht.

9. „Aber was bedeutet der Weihnachts-Esel, und die verkleideten Leute, die mit ihm laufen, und die Kinder mit Wüst machen erschrecken?“ Es bedeutet weiter nichts, als daß es Leute giebt, die machen wie dumme Esel, und sich nicht schämen, wenn's schon Weihnacht ist.

21.

Wer zuviel will, bekommt oft nichts.

Eingesendet,
und mit des Boten Anmerkungen begleitet.

In einem Dorfe, 2 Stunden von einer großen Stadt, lebte als Miethsmann ein junger, verständiger, ziemlich hübscher Webermeister bey einem angesehenen Hauss-eigenthümer, dessen Amt junge Burschen und Mädchen, die unklig waren, zu ängstigen pflegte (1). Dieser und seine Ehehälftie mochten den Weber so gut leiden, daß die Frau ihm antrug, er möchte ihre Tochter heirathen, sobald sie von der Unterweisung absolviert wäre; was kurz darauf geschah. Die Mutter eröffnete der Tochter, die längst schon ein Auge auf den nuntern Weber hatte, ihren Wunsch, und diese war aller Freuden voll. Der erbetene Bräutigam oder Verlobte, der wußte, daß die Eltern schöne und viele Bäzen hatten, und dem die

1) Der arme Mann mag wohl erschrecklich viel zu thun haben.

Tochter besser gefiel, als ein Dornstrauch, machte ihr von nun an oft Geschenke, und machte ihr Besuche beym Mondschein (2), doch brauchte er das „Hoscho Eisi! la mi yne“ — niemals ganz auszusingen, denn das Fenster öffnete sich gewöhnlich schon beym Anfang (3). Jedesmal schloß die spät Besuchte das verliebte Wisswaschi mit dem Versprechen ewiger Treue, und der Versicherung: niemand müsse ihr Mann werden, als er. Die Treue war aber nur von einer kurzen Ewigkeit (4), denn bald darauf lockte sie einen andern, bemitteltern Jüngling des Dorfes an sich (5); allein ihr geheimer Umgang blieb dem ersten Liebhaber nicht lange verborgen, und die doppelt verliebte Hochzeit-Candidatin setzte auch den Umgang mit dem Liebhaber Nr. 1 fort, denn einer von beiden sollte ihr Mann werden, wenn sich auch das Schicksal dagegen verschworen hätte (6). Der zärtliche Umgang mit Nr. 2 ärgerte endlich den Weber, und er dachte: ein gutes Wort findet eine gute Statt; Zutrauen erweckt Zutrauen. Auf und fort! Er geht und erzählt seinem Glücks-Genossen (7) seine Verhältnisse und

- 2) Was doch der Mond nicht alles bescheinen muß! und er schweigt zu allem!
- 3) Nun desto schlimmer!
- 4) Das ist ein Widerspruch, Herr Schreiber; was kurz ist, ist nicht ewig, und was ewig ist, nicht kurz.
- 5) Das ist eben nichts Neues. Die Käze läßt das Mausen nicht, die Weiber naschen gern; und suchen öfter ein Gericht bei andern jungen Herrn.
- 6) Ja — wenn's halt nur ein Mann ist!
- 7) Er meint den andern Verliebten. Ist aber da wohl wenig Glück dabei, wie überhaupt beym Weibervolk.

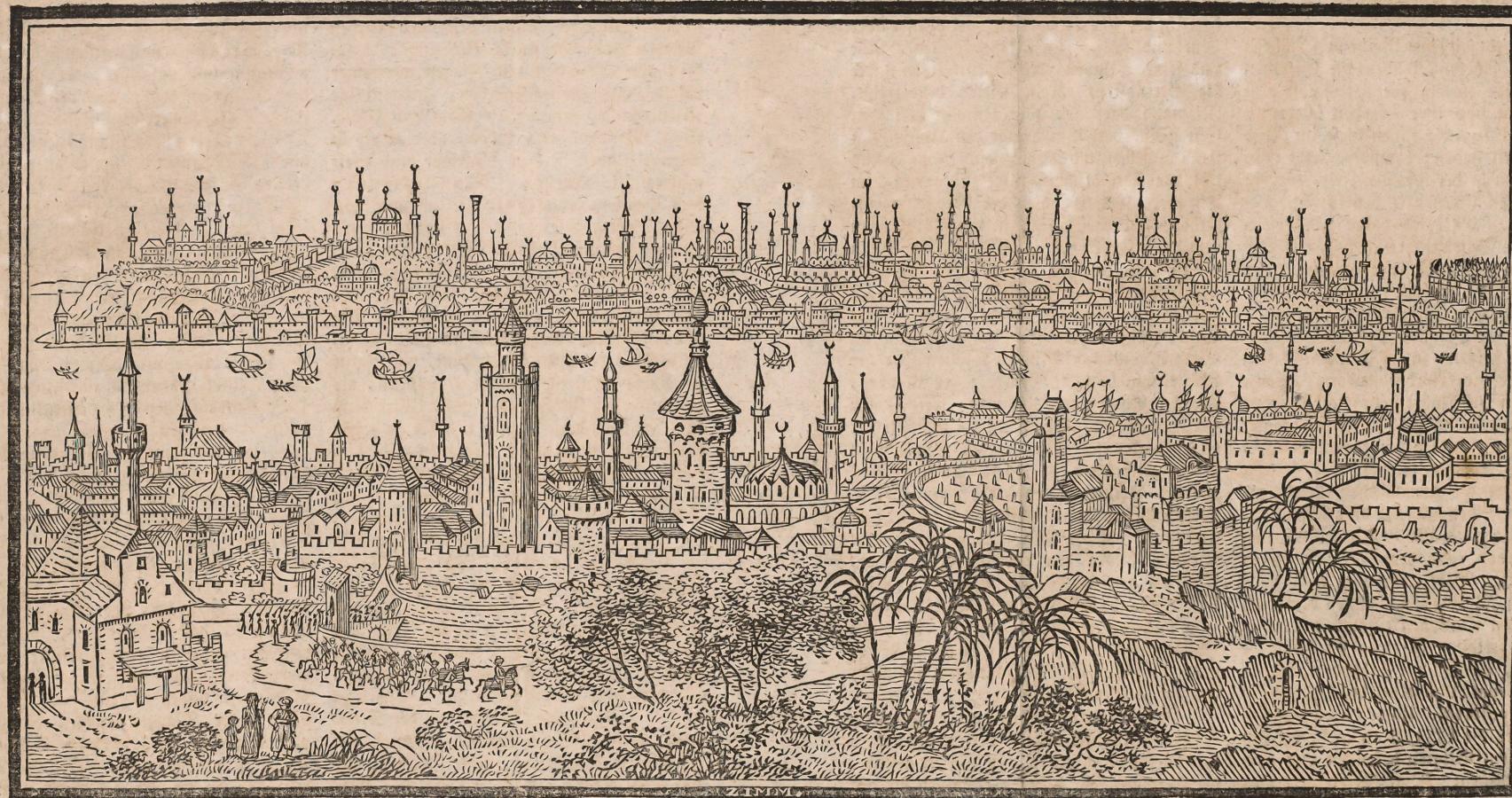
die ganze Geschichte. Dieser, ein vernünftiges Männchen, was sonst Verliebte nicht sind (8), sagte: sie hat dir nicht Wort gehalten, darum willst du sie nicht; mir wird sie nicht treuer sein, als dir, darum will ich sogleich hingehen, und ihr trocken erklären, ich kann sie nicht brauchen, so wenig, als du (9). Und er that es. — Nun will sich keiner mehr um sie bemühen, denn die Jünglinge meynen, wenn sie etwas Rechtes für den Ehestand wäre, einer von den beiden Liebhabern hätte sie geheirathet. Nun ist das Mädchen, wie man zu sagen pflegt, zwischen Stühlen und Bänken, und macht Kalender (10).

Mädchen mit dem Zuckerherz!
Hast du dieses jetzt vernommen,
O so mildre deinen Schmerz,
Denn ein Mann kann noch eint kommen.
Warte etwa fünfzig Jahr,
Dann ist die Geschicht' vergessen,
Und ein Schatz mit dünnem Haar
Wird dich dann nach Zahnen messen!

- 8) Darum ist der Vate so vernünftig, weil er nie verliebt war!
- 9) Nichts für ungut, Herr, das ist schlecht gesetzt.
- 10) Das ist das Beste an der Geschichte! Kalender macht sie? Haben wir deren nicht von allen Farben, jede Stadt einen eigenen, und manche gar zwey! Jetzt noch die Weber!



Constantinopel.



ZIMM

3

Constantinopel.

Man spricht seit einer Reihe von Jahren viel von den Türken, seitdem die Griechen sich gegen ihre tyranische Herrschaft aufgelehnt haben und ihre Freiheit wieder zu begründen suchen, die ihnen diese im Jahr 1453 entrissen haben; besonders hört man viel von ihnen in der neuesten Zeit, wo ein Krieg zwischen ihnen und den Russen ausgebrochen ist. Es wird daher den Lesern des hinkenden Boten nicht unlieb seyn, etwas Näheres von diesem Volke zu vernehmen.

Die Türken wohnten ursprünglich am kaspischen Meere in Mittelasien, kamen unter ihrem Anführer Osman, von dem sie auch Osmanen heissen, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts nach Borderasien ans schwarze Meer, sechst 100 Jahre später nach Europa über, und wieder nach 100 Jahren eroberten sie die Hauptstadt des morgenländischen Kaiserthums, Constantinopel, das seitdem die Hauptstadt des osmanischen Reichs geblieben ist, welches sich über drey Welttheile erstreckt, und etwa 42000 gevierter Meilen umfasst, wovon etwa der fünfte Theil in Europa liegt. Dies ungeheure Land wird etwa von 24 Millionen Menschen bewohnt, die aus vielen Nationen zusammengemischt sind. Alle zerfallen in zwey Clasen, die Herrschende, die sich zur mahomedanischen Religion bekennen, und Unterdrückte, wohin alle Andern gehören. Unter diesen zeichnen sich besonders die Griechen aus, die sich zur christlichen Religion bekennen und neu-griechisch sprechen. Die Türken verachten alle andere Völker, weil sie sich für besser und weiser halten. Der fast gänzliche Man-

gel an Buchdruckereyen erschwert die Ausbildung des Volks. Die Staats-Verfassung ist völlig despötsch. Unumschränkt herrscht der Großsult an oder Kaiser über Gut und Blut seiner Untertanen. Alle sind seine Sklaven, die Vornehmsten, wie die Geringsten. Kein Gesetz bindet ihn. Niemand darf sich über Unrecht beklagen. Ein Wink von ihm bringt den Unschuldigsten um Leben und Vermögen. Aber darum sieht der Despot doch nicht ruhig auf dem Throne. Die Cabalen der Großen verursachen oft Rebellionen, in denen er Thron und Leben verliert. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie erblich. Zu den obersten Staatsbeamten, welche der Kaiser nach Belehrung erwählt und absetzt, gehören: der Grossvezier, die wichtigste Person im Staate, oberster Minister, Verwalter der Regierung, höchster General; der Musti, oberster Ausleger des Koran, welches ihr Gesetzbuch ist; der Reiss-Effendi, Grosskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten; der Kapudan Pascha, oberster Admiral; und Paschen, d. h. Befehlshaber von drey und zwey Rosschweisen. Diese und noch einige andre Beamte bilden den obersten Staatsrath, Divan genannt. Das Wappen ist ein halber Mond im Aufsteigen. Die Staats-Gekünfte sollen sich auf 40 Millionen Gulden belaufen. Die Land- und Seemacht ist tief von der Höhe herabgesunken, auf der sie ehmal stand.

Das Clima ist bey dem großen Umfange des Reichs äußerst verschieden, doch meist gesund und milde, der Winter gelinde, der Sommer sehr heiß; der Boden bis auf die hohen Gebirge sehr fruchtbar, daher eine erstaunliche Menge von Produkten, Ueber-

fluss an Getreide, den herrlichsten Weinen, Seide, Taback, Baumwolle, Baumöl, edle Früchte, Safran, viele Apotheker-Kräuter, schöne Holzarten, wegen den vortrefflichen Weiden eine sehr starke Viehzucht, besonders von Schafen und Ziegen mit feiner Wolle, und schönen Pferden, eine wichtige Bienenzucht, mancherley Wild und Fische. Von Metallen bloß Eisen, aber Salz in Menge, vortrefflichen Marmor und viele mineralische Quellen. Manufakturen und Landwirthschaft stehen noch auf einer niedrigen Stufe, und werden meist nur von den unterdrückten Völkern betrieben. Wo es Verbrechen ist, wohlhabend zu seyn, wo ein reicheres Aehrenfeld nur Habſucht und Neid reizen und unerschwingliche Abgaben und Plackereyen nach sich ziehen kann, da verliert der Mensch die Lust, die Natur zu einem größern Ertrag zu zwingen, als sie ohne viele Mühe geben will, daher denn nur da, wo der Mensch sich freyer regen kann, und der Arm der Osmanen nicht hinreicht, sich eine regere Betriebsamkeit findet. Handel und Schiffahrt sind in den Händen der Griechen und der Ausländer, der stolze Osmane besaß sich nicht damit.

Constantinopel, von den Türken Istanbul genannt, ist die Hauptstadt des ganzen Reichs. Sie hat den Namen von Constantin dem Großen, der im Jahr 330 sie zur Hauptstadt des römischen Reichs machte, und seinen Sitz hieher verlegte. Vorher hieß sie Byzantium. Sie liegt in der europäischen Türkei, an der Meerenge, welche Europa von Asien trennt, auf Hügeln in einer bezaufernden Gegend, und hat einen großen und sichern Hafen. Das äußere Ansehen dieser überaus großen Stadt, deren Einwohner-Zahl auf eine halbe Mil-

lion ansteigt, ist prächtig wegen den Palästen und den vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonden auf den Moscheen (Kirchen); aber das Innere stimmt wenig damit überein. Die Straßen sind meistens eng, krumm, abschüssig und unsauber, der größte Theil der Häuser niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Daher herrscht fast jährlich die Pest. Die Befestigung ist unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen besetzte Mauer mit einem breiten Graben auf der Landseite, schließt die Stadt ein, aus der 26 Thore führen. Die Zahl der Moscheen beläuft sich auf fast 500, worunter die älteste und merkwürdigste ehemalige Kirche der heiligen Sophia von 270 Fuß Länge und 210 Fuß Breite ist. Die Kuppel ruht auf Säulen von Marmor. Der Fußboden ist mit reichen Teppichen bedeckt. Bethäuser zählt man 5000; ferner 36 christliche Kirchen, 1300 Kinderschulen, 130 öffentliche Bäder. Unter den Vorstädten zeichnet sich Peria aus, wo die fremden Gesandten und fast alle fremden Kaufleute wohnen.

Unter den Gebäuden verdient bemerk zu werden: das Schloß der sieben Thürme, das zum Staats-Gefängnisse dient; der Leanderthurm, ein Leuchtturm, der als eine Art von Festung mit Kanonen besetzt ist; vor allem aus aber das Serail, das Schloß, wo der Sultan residirt. Es hat eine herrliche Lage auf einer Landspitze. Mit seinen Gärten und Gebäuden bildet es eine mäßige Stadt, deren hohe Mauern, gegen die Seeseite mit Kanonen besetzt, einen Umfang von 4 Stunden umschließen. Von der Meeresseite her ist der Anblick dieses ungeheuren Palastes überaus ergötzend. Allein sobald man an's Land tritt, schwindet der Zauber,

besonders wenn man an der Hauptporte des Eingangs die abgeschlagenen Menschenköpfe liegen sieht. Von diesem Thor, das hoch und weit ist, wird der Hof von Constantinopel auch die hōhe Pforte genannt. Im dritten Hof, den nur die Türkēn betreten dürfen, und auch diese nur, wenn sie zum Gefolge des Kaisers gehören, oder ausdrücklich hineingerufen werden, wohnt der Sultan und seine Weiber und Kebswieber, deren Zahl sich auf mehrere Hundert beläuft, und meist unglückliche Gefangene sind, die sich die unwürdigste Behandlung von ihren Wächtern gefallen lassen müssen. Außer diesen wohnen im Serail die Beamten des Sultans nebst ihrem Gefolge, die Polizen mit ihren Dienern, so daß man die Anzahl der im Serail wohnenden Menschen auf 10,000 anschlägt, unter denen sich auch etwa 40 Stumme befinden, welche die Hofnarren des Sultans sind. Die Zwerge machen gleichfalls eine Zierde des Serails und einen Gegenstand der Belustigung des Großherrn aus. Ihr Rücken dient dem leztern oft als Schemmel, wenn er ein Pferd besteigen will. Je mehr diese unglücklichen Geschöpfe von der Natur verwahrlost sind, desto größeres Ansehen erlangen sie dadurch bei Hofe. Die furchtbarsten Beamten des Serails sind die Capidgi-Baschi's, die Vollstrecker der geheimen Aufträge des Sultans. Wem sie die seidene Schnur bringen, der muß dieselbe küssen und sich damit erdrosseln, wenn er nicht auf weit schrecklichere Weise will aus der Welt geschafft werden.

23.

Die gute alte Zeit.

Es begab sich, daß ein Mann seine Strafe wandelte, und traf zwey Soldaten an, die baten ihn um etwas Reisegeld, item es ist warm Wetter, guter Freund, und wir sind durstig, guter Freund, und wir sind Kriegsleute u. s. w. Der Mann hatte gerade lahme Hände von der Gliedersucht, und konnte nicht hurtig Geld zählen, so giebt er ihnen den ganzen Beutel und spricht: Nehmt euer bescheiden Theil, und den Rest gebt mir wieder. Holla! Denkt der geneigte Leser, der wird angeführt! Aber — es nehmen die Soldaten zwey Bahnen, und geben ihm den Rest ehrlich zurück. — Das wär! Ja und ist begegnet einem Mann, der 1552 gestorben ist.

24.

Wenn man alles wüste.

Da geht ein Bauer nach der Stadt, und im Walde etwas abseits, und findet an einem Baum einen Wadsack mit frischem Fleisch. Hm! denkt er, da hat ein Wilddieb einen Hirsch geschoßen, ist vielleicht mit dem Resten an ein ander Ort hin: ich will das mitnehmen, einem Schelm darf man schon stehlen! Und wenn ich dem Advokaten, der mein Prozeß führt, ein so schönes Stück Hirschfleisch zum Geschenk bringe, so gewinn ich mein Prozeß desto gewisser. Und so hat der Advocat sich gefreut über das schöne Hirschfleisch, und hat seine guten Freunde zu Gaste geladen auf den köstlichen Braten. Und darnach kommt der Bauer einmal am Jahrmarkt in den

K

benachbarten Flecken, und hat den Wadsack mitgenommen; da kommt einer zu ihm, der lüpft den Dreispitz, und sagt: guten Tag, und: guter Freund, woher hat er den Wadsack? und der Bauer erschrikt, denn er kennt den Mann im Dreispitz, daß es der Wasenmeister ist, und erzählt ihm die Geschichte von dem Hirschfleisch, und wie der Hr. Advocat sowohl daran gelebt, u. s. w. Da hat der Mann im Dreispitz gelacht, und gesagt: „Prost die Mahlzeit!“ „Das war Fleisch von einem verreckten Pferdlein, das wollt ich meinen Hunden heimbringen, und hab's beyseits gehängt um noch einen Gang zu thun, und im Heimweg hätt' ichs dann mitgenommen.“ „Du! Wohl bekomm das Hirschenfleisch!“

25.

Führio! Führio!

(Fortsetzung von 1828.)

Als der Bote vor einem Jahre seinen ersten Nothruf that, da hoffte er, die Leute sollten aufmerksam und vorsichtig werden, und großes Unglück verhüten. Aber leider geht es mir wie den Herren Predigkanten, denen auch niemand folget! Anstatt das wir weniger Unglück hätten, haben wir seither den ungeheueren Brand von Frutigen, und den nicht viel weniger unglücklichen von Müntschemir erlebt. Beymahne könnt' es einem verleidet, noch ein Wort der Warnung zu verlieren. Aber an mir soll es wenigstens nicht fehlen; mögen andere selbst verantworten, was sie machen.

Die Feuersbrünste durch Unvorsichtigkeit werden also verhütet durch — größere Vorsicht. Dazu gehört nun eine

genaue und gewissenhafte Aufsicht der Behörden, und dann auch der Hausbewohner.

Die Behörden oder Vorgesetzten weisen wir auf die gute Feuerordnung von 1819 und besonders auf §. 48 von den Feuer- gschauern. Viertmal im Jahr sollen diese in allen Häusern ungewarnt ihre Umgänge machen, und alles genau untersuchen, was auf Feuer und Feuersgefahr Bezug hat: sie sollen acht haben, ob alle vorgeschriebenen Verordnungen genau befolgt werden, und ob alle Anstalten zur Hülfe und Rettung in Ordnung seyen. So soll's seyn! Ich möchte aber den Spaß sehn, wenn ein Herr Oberamtmann einmal unerwartet allen Feuer- gschauern seines Amtes ihre Controllen abfordern ließe! Saubere Wirthschaft möchte er an vielen Orten finden. Hat doch der Bote von einem seiner Vorfahren (wenn ich der Schulmeister in L. oder B. wäre, so würd' ich sagen, von einem Herrn Amts- bruder) bestimmte Nachricht, daß — freilich vor etwa 20 Jahren — an einem gewissen Orte die Feuersprize ohne Räder auf einer Bühne unter altem GrümpeL dergestalt vergraben war, daß ein brennendes Haus in der Nachbarschaft längst in der Asche lag, ehe die Sprize fahren konnte. War ich doch bei einer Feuersbrunst, wo — doch man hört nicht gerne dergleichen Exempel. — Also vorerst strenge Handhabung aller Verordnungen in Betreff der Feuer- polizei ist Pflicht jedes Vorgesetzten vom Statthalter an bis zum untersten. Thun sie das nicht, so sind sie gewissenlose Leute, und haben das entstehende Unglück mit zu verantworten.

Die Hausväter, Hausmütter, Kinder, Gesinde &c. haben ebenfalls heilige Pflicht zur strengsten und sorgfältigsten Aufsicht auf

Be-
n-
er.
is-
en
819
uer:
diese
inge
was
hat:
nen
und
g in
chthe
ber-
uer:
ab:
schi-
der
i ich
so
mts-
fre:
ge-
auf
er-
des
der
unte.
o —
rem-
ung
ters-
som
hun-
ute,
lt zu
der,
licht
auf

Feuer und Feuergesahr. Jeder Hausvater ist der natürliche Feuer- gschauer seines Hauses, und ihm gebührt zu halten, alles, was in der Feuerordnung I. Theil A. enthalten ist. „Ja gschau Rudi, mir wüste nit was i der Feuerordnung ist. We se scho die Vor- gesezte hei — so hei mir si nit!“ Das ist eben sehr unrecht. Ihr laufet so manches Büchlein, gedruckt in diesem Jahr, ihr leset so mancherlen, was euch allen keinen Pfifferling nützt, und thätet viel besser, wenn ihr am Abend euern Knechten auf dem Osentritt und euern Mägden hinter der Kunkel aus der Feuerordnung vorläset; so wüßte jeder, was er zu thun hat! — Ueber dies gebe ich euch meinen Rath dahin:

Haltet überall auf Gesinde und Kinder ein streng wachsames Auge, und duldet an ihnen keinen Leichtsinn mit Feuer: warnet und strafet ohne Schonen, denn das sendt ihr euch und euern Mitmenschen schuldig, die durch jeden Brand mehr oder weniger in Nachtheil kommen.

Machet besonders des Nachts fleißige Umgänge ums Haus und im Hause herum, in Küchen, Scheunen und Ställen. Aber geh' du selber, Hausmeister, und verlasse dich nicht auf dein so oft leichtsinniges Gesinde. Dergleichen nächtliche Patrouillen sind noch für manches andere gut; Holz- und andere Schelmen, Kiltibuben, liederliches Gesind, das Nachts aus dem Hause läuft, und dergleichen, nehmen sich doch in Acht, wenn sie wissen, der Hausmeister steht selber auf der Schildwache.

Lasset nie kleine Kinder ohne Aufsicht allein zu Hause, während ihr auf dem Felde arbeitet. Kinder kriegen lange Weile, fangen darum ungeschicktes

Zeug an, wollen kochen, spielen mit dem Feuer, und — zünden vielleicht ein ganzes Dorf an. Neben dem wie viele solche Kinder sind nicht auch auf andere Weise verunglückt, weil niemand Aufsicht auf sie hatte!

Untersucht mit Fleiß selber mehrmal im Jahre alle eure Gebäude in Hinsicht auf Feuersgefahr: ob die Feuerplatten, Bauchöfen, Backöfen, Stubenöfen nicht etwa schadhaft geworden: ob die Kamine nicht etwa gespalten sind: ob nicht in der Nähe der Feuerstellen sich brennbare Sachen, allerlei Genist, Stroh, Spinnhupelen (Spinnweben), Rust und dergleichen sich befinden. Ihr werdet so nicht nur Feuersgefahr, sondern auch andern Schaden verhüten, der euern Gebäuden widerfahren kann.

Versucht nie und erlaubet nie, daß ein ausbrechendes Feuer in seinem Anfang verheimlicht werde. Gerade im Anfang allein kann Hülfe noch etwas fruchten: später, wenn eure alten, dürren Holzhaufen einmal im Brand sind, ist jede Hülfe gemeinlich fruchtlos. Durch Verheimlichung ist schon ungeheures Unglück angerichtet worden.

Und damit nicht durch herumziehendes Gesindel, Bettler und dergleichen Leute, die Uebernacht heischen, in den Ställen liegen, tabacken und das Feuer verwahrlosen: damit nicht durch solches Gesindel Unglück entstehe, so sollte jede Gemeine an einem sichern Orte, unter guter Aufsicht, eine eigene sogenannte Passanten-Stube halten, worin einzig und allein solches Volk beherbergt, beaufsichtigt und verwahrt würde: was ebenfalls noch manchen andern Vortheil gewähren würde.

(Fortsetzung folgt künftig.)

26.

Gegenstück zu Nro. 11.

Im hinkenden Boten vom vorigen Jahr wird gefragt, ob in irgend einer Gemeine für eine aufzubauende Schule 200,000 Thaler zusammengebracht worden sind, wie in Weimar für das aufzubauende Theater. Ich will gleich, nicht ein Seitenstück, wohl aber ein Gegenstück davon geben. In der Gemeine R. im Oberland ist das Schulgebäude im allerklagliesten Zustande. Der Zimmermeister L. wurde um den Riß zu einem neuen ersucht. Der Devis betrug Kronen 700, und im Augenblick war die lobsliche Gemeine, die — im Vorbeigehen gesagt — nicht zu den Aermsten gehört, einig — es bleiben zu lassen.

27.

Ein dito.

Das Schulhaus im Städtchen B. wurde durch Sachverständige so baufällig gefunden, daß man es keiner Reparation mehr werth fand. Jetzt hoffte der Pfarrer, der schon längst daran getrieben hatte, daß ein neues und geräumigeres erbaut werden möchte, man werde seinem Wunsche entsprechen. Aber, bewahre der Himmel, die Väter der Stadt beschlossen einstimmig — was sonst selten der Fall war — das alte Schulhaus als eine rare Antiquität noch fernherhin fortbestehen zu lassen; nur fand man es der Sicherheit gemäß, auch das untere Lesezimmer mit 2 tannenen Pfeilen versehen zu lassen, nachdem das obere

sich früherhin mit dieser Zierde versehen werden war.

28.

Ey du Narr!

Es kommt mir immer so für, als gäbe es nicht leicht einen ärgeren Narren als einen Geizhals! Mit aller erdenlichen Mühe scharret er Geld und Gut zusammen, und leidet doch Mangel davon; und wenn er abmarschiert, und der Sigerist ihm das letzte Zeichen läutet, was hat er mehr? Das eben ist die Narrheit, die dem Menschen das Sterben schwer macht, daß er so ganz und gar am zeitlichen Grümpel hängt! Von einem solchen Narren hab ich folgendes ausgesuchte Narrenstücklein gelesen. Nachdem er mit Geizen und Schaben und Schinden groß Gut zusammengescharret hatte, und doch kaum satt essen durste, kommt endlich der Tod, klopft an der Thüre und sagt: mach fertig. Uebel erschrikt der Geizhals, und fängt an zusammenpacken, und meint der Tod soll ihm helfen wegschleppen. Aber der lacht ihn aus, und sagt: „Mit dergleichen Grümpel hab ich nichts zu schaffen! Naßt must du von dannen, wie du gekommen bist.“ Jetzt erst ging das Jammern los! Aber was thut nicht der Geiz? Er denkt: Soll ich nichts davon haben, so sollen andere auch nichts haben. Und nun verschmelzt er Gold, Silber, Zinn und Blei so viel er hat, alles unter einander, zerschneidet alle seine Kleider, Leinwand, Bettzeug, kurz verderbt alles was er verderben kann, damit nach seinem Tode niemand etwas davon habe. — Ey du Erznarr!

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1827 im Kanton Bern zugetragen haben.

Das Jahr 1827 ist in Hinsicht der Natur merkwürdig geworden durch die vielen und starken Gewitter, welche nicht nur in unserem Canton sondern auch in andern Theilen unsers Vaterlandes und in Frankreich und Deutschland beträchtlichen Schaden anrichteten, weil sie oft mit Hagel und Wolkenbrüchen begleitet waren, wie z. B. das furchtbare Gewitter, das zwey Tage hinter einander über Trub dahersühr, und einen Theil dieser Gemeine ganz verwüstete, so daß der Schaden auf L. 12,000 geschäht worden ist. Gewitterreiche Jahre gehören aber meist zu den fruchtbaren, so auch das Jahr 1827. Gras und Korn gedihehen in Fülle. Nur war die Witterung für das Heuen sehr ungünstig, indem vom Ende Mai bis zum längsten Tag fast täglich Regen fiel. Die Erndte hingegen war von der Witterung sehr begünstigt, da 14 Tage ununterbrochen kein Regen fiel. Obst, die Kirschen ausgenommen, gab es nicht viel, da fast in allen Gegenden des Kantons eine unzählbare Menge von Raupen sich an die Bäume, besonders an die Apfelbäume setzte und nicht nur die Blüthe, sondern sogar die Blätter abfraß, so daß viele Bäume wie Besen aussahen. Die Weinlese war ertragreich in Quantität und Qualität, wo sie vom Hagel verschont geblieben war, so daß, wie es sich aus den Zehntverzeichnissen der Nebgüter am Bielersee ergiebt, seit dem Jahr 1727 kein so reicher Herbst gewesen ist. — Hinsichtlich der Kälte gehört dies-

ses Jahr zu den leidlichen. Der kälteste Tag war der 17. Hornung, wo das Thermometer bey Sonnenaufgang 17 Grad unter Eis stand. Ueberhaupt war dieser Monat der kälteste und hatte 'am meisten Schnee, der in unserm Oberlande in großer Masse gefallen war, so daß viele Lawinen stürzten und eine solche in Wallis das Dorf Biel zerstört hat, wobei 80 Personen das Leben verloren. Im Engadin in Graubünden waren die Einwohner einige Wochen durch den tiefen Schnee, der die Pässe versperret hatte, von der übrigen Welt abgeschnitten. Gleches Schicksal hatte ein Walliser, der im Spital auf der Grimsel 31 Tage eingeschneit war, und dem Spittler behülflich war, das Gebäude von dem 9 Ellen hohen Schnee zu befreien, ohne welche Arbeit sie sonst des Tageslichts beraubt gewesen wären. — Die ungeheure Schneemasse schmolz im Frühling bey der gelinden Witterung ohne Schaden. Der heißeste Tag war der 30. Heumonat, 26 $\frac{1}{2}$ Grad Nachmittag um 2 Uhr. Diese Hitze dauerte fast anhaltend bis zum 25. Augstmonat, wo sie auf einmal so stark brach, daß die Temperatur sehr empfindlich wurde und das Thermometer sich den ganzen Tag nicht über 8 $\frac{1}{2}$ Grad erhob, welche Tiefe in den letzten sechs Jahren im August nie Statt fand. Die mittlere Temperatur des ganzen Jahrs war 5 $\frac{1}{2}$ und im vorigen Jahr 6.

Alle unter uns bestehenden öffentlichen und Privat-Anstalten haben einen erwünschten Fortgang, und werden theils durch eigene Fonds, theils durch milde Beiträge von Regierungsbehörden und von Privatpersonen unterstützt, von denen hier einige angeführt werden sollen. Für die Fortsetzung der Naren: Correction zwischen Thun

und Bern bewilligte die Regierung neuerdings L. 32,000. — Im Inselspital wurden 1007 Kranke verpflegt, wovon 744 geheilt austraten und 73 starben. Die Menge der sich zur Aufnahme meldenden Kranken ist so beträchtlich, daß selten einige Betten leer stehen, und daher zurückgewiesen werden mußten, deren Heilung zweifelhaft oder nur in sehr langer Zeit zu hoffen war. Es ist dennach sehr zu wünschen, daß nach alter schöner Sitte reiche Gaben dieser so wohlthätigen Anstalt zufallen möchten, damit sie ihren Wirkungskreis erweitern könnte. Denn der Regierung, die bereits sehr viel für diese Kantonal-Anstalt thut, ist nicht alles zuzumuthen, sie hat noch manches andere zu besorgen, und wird fast bei allen wohlthätigen Anstalten in Anspruch genommen. So hat sie zu den in den letzten zwanzig Jahren von den Gemeinen neu aufgebauten 200 Schulhäusern L. 51,029 beigebracht, und wird zu den noch zu errichtenden viel beitragen können; denn noch sind 106 Schulen ohne Schulhäuser. Die 700 Schulen des reformirten Theils des Kantons werden von 65,000 Schulkindern besucht, wovon die bessern jetzt mehr leisten als vor 50 Jahren von manchem Schulmeister verlangt wurde. Auch steigt die Achtung für den Schullehrerstand auf dem Lande immer mehr, je mehr man es einsieht, daß der Mensch durch Bildung und Aufklärung sich von dem Thier unterscheiden muß. Auch wurde der allgemeinen Schule i s t e r Cassé, aus der alte verdiente Lehrer unterstützt werden, wieder L. 800 geschenkt. In ihrem neunten Jahre beläuft sich ihr Vermögen bereits auf L. 20,000. Wie viel Schönes und Gutes ist nicht schon aus einem kleinen unbedeutenden Anfang ent-

standen? Einen solchen Anfang hat auch die Kasse genommen, in welche der Stemplertrag für die Gesundheits scheine des Vieches fallen und bis auf L. 100,000 capitalisiert werden soll, auf daß mit der Zeit die Entschädigungen bei Viehpresten aus dem Zins desselben bestritten werden können. — Zu Förderung der Pferdezucht wurden an den verschiedenen Pferdezeichnungen L. 4640 an Prämien ausgetheilt, und für Hanf und Flachsba u beließen sich die Prämien auf L. 1142. — Die Landes-Deconomie-Commission hat über alles im Kanton vorhandene Vieh Verzeichnisse aufnehmen lassen, welche folgendes Resultat anbieten:

Zugochsen,	10,610.	Wucherstiere,	2314.
Kühe,	88,678.	junge Waare,	60,995.
Hengste,	635.	Münche,	9337.
Stutten,	17,235.	Füllen,	5760.
Schaafe,	124,082.	Ziegen,	49,680.
Esel,	170.	Schweine,	68,763.
Bienenstöcke,	28,929.		

In den Oberämtern Frutigen, Interlachen und Ober-Simmenthal wurden keine Zugochsen gefunden; die meisten hingegen in den Oberämtern Delsberg und Pruntrut. Die größte Zahl von Kühen zeigten die Oberämter Konolfingen und Interlachen. Pferde hat das Oberamt Pruntrut am meisten, Oberhasle am wenigsten. Dieses Amt war das einzige, wo kein Bienenstock vorkam.

Die verschiedenen Versicherungsanstalten haben einen gedeihlichen Fortgang. Die erste Rechnung der schweizerischen Mobiliar-Versicherungsanstalt zeigt ein versichertes Capital von 8 Millionen Franken in 16 Kantonen, und 17,000 L. Entschädigungen bei stattgehabten Bränden. Die

ch
n
e
o
eit
is.
n.
re:
en
ür
ie
s:
m:
at

4.
15.
57.
60.
63.

er:
ne
en
ns
en
n.
ei:
es
ck

ul:
ie
i:
in
n:
it:
ie
dritte Rechnung der schweizerischen Hagelasssekuranz giebt 3442 Mitglieder an, welche beinahe 3 Millionen versichert haben. Entschädigt wurde $\frac{4}{5}$ des Schadens mit L. 68,000. Zwölf Kantone nehmen an dieser Anstalt Antheil. Die 21ste Rechnung der Brandasssekuranz des Kantons gewährt folgende Resultate: Für 28 Brände hatte sie zu vergüten 182,819. Unter den Feuersbrünsten zeichneten sich durch ihre Größe der von Frutigen und Müntschemier aus. An ersterem Orte brannten 128, an letztem 29 Firschen ab, die meist assurirt waren. Für die vielen dadurch in Noth und Elend gerathenen Personen wurde in den Städten des Kantons eine freywillige Kirchensteuer ausgeschrieben. Die Landgemeinden steuerten reichlich Holz, Kleider, Lebensmittel und auch Geld.

Eine erfreuliche Erscheinung für Menschenfreunde war der erste Bericht über die Armen-Erziehungsanstalt zu Ober-Bottigen in der Gemeinde Bümpliz, wo auf einem Bauernhofe von 68 Fucharten arme Waisen oder von ihren Eltern verwahrloste Kinder lernen sollen mit stillem Wesen arbeiten, sey es im Ackerbau oder in nützlichen Handwerken. Seit ihrem dreijährigen Bestehen erfreut sich die Anstalt des Segens von oben mannigfaltig. In diesem Zeitraum hat sie L. 10,615 eingenommen, meist durch freywillige Beysteuern, und das Ausgeben betrug L. 6828.

30.-

Auslösung der Räthsel im Nro. 40 des vorigen Jahrgangs.

1. Stiefelknecht.
2. Seiler.
3. Mund.
4. Keller.
5. Loch.
6. Kalk.

Inhalt.

1. Des Boten freundlicher Gruß.
2. Aus der Lebensgeschichte des hinkenden Boten. (Fortsetzung.)
3. Das schwarze Huhn.
4. Der jüngste Tag.
5. Der Falschmünzer.
6. Frage und Antwort.
7. Etwas von der großen chinesischen Mauer.
8. Zur Kenntniß des Vaterlandes.
9. Die Stadt Biel.
10. Die lachenden Erben.
11. Unsere Unarten.
12. Hausmittel.
13. Bruchstücke aus der Brieftasche des hinkenden Boten.
14. Umschreibung.
15. Das Denkmal von Sankt Niklausen.
16. Der Bote schreibt abermal ein Avis-Blatt.
17. Merk's wen's trifft.
18. Sä! da hest eis!
19. Der Glätterinnen Art.
20. Goldene Nüsse für den Weihnachts-Kindlein-Baum.
21. Wer zuviel will, bekommt oft nichts.
22. Constantinopel.
23. Die gute alte Zeit.
24. Wenn man alles wüßte.
25. Fürio! Fürio!
26. En du Narr!
27. Gegenstück.
28. Ein dito.
29. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1827 im Kanton Bern zugetragen haben.
30. Auslösung der Räthsel im Nro. 40 des vorigen Jahrgangs.